# Dreißig
# Kriegsartikel
## der neuen Zeit
## für
## Officiere und Gemeine
## in
## despotischen Staaten

Von

**Karl Heinzen,**

königl. preußischem Landwehrofficier außer Landes.

Neustadt,

Selbstverlag des Verfassers.

NB Der Verfasser gestattet Jedem den Nachdruck dieses gemeinnützigen Büchleins.

# Kriegsartikel.

## Art 1.

Das reißende Thier trägt sein Mordwerkzeug als angeborne Waffe, denn Morden ist seine Natur. Der Mensch ist nicht zum Morden geboren. Er hat keine Zähne zum Würgen und keine Klauen zum Zerreißen; dennoch hat der Mensch mehr gemordet, als das Thier. Die Waffe, welche ihm die Natur versagte, hat ihm seine Erfindungsgabe ersetzt, und anstatt der Klauen, Zähne und Hörner führt er Säbel, Dolche und Kanonen.

## Art. 2.

Das Thier mordet nur aus Hunger, es mordet in der Regel nur, was es frißt, und es frißt selten seine eigne Art. Der Wolf mordet das Schaf, aber nicht den Wolf. Der Mensch aber mordet den Menschen, und zwar ohne ihn zu fressen. Er mordet aus allen möglichen sonstigen Gründen, er mordet aus Leidenschaft, er mordet aus Spekulation, ja er mordet aus „Pflicht", er mordet „gesetzlich", er macht das Morden der eignen Gattung zur — Tugend.

## Art. 3.

Wer hat den Menschen zu so schrecklicher Erniedrigung gebracht? Im Beginn der Geschichte hatte der Mensch keinen Begriff vom Menschen; Mensch oder Thier war ihm gleich, sobald sie ihm feindlich erschienen; er sah in dem Nebenmenschen nur den Gegner, dem er oder der ihm bloß

und das streitig machte. Die Menschen nahmen von allen Seiten, so weit sie Lust hatten, Besitz von der Erde, und wo sie bei diesem Geschäft mit Andern zusammentrafen, entstand Kampf und der Sieger nahm sich das Recht. Man gesellte sich hier und dort zusammen und machte aus dem früher bloß zufälligen Besitzergreifen ein planmäßiges Handeln. Sodann verwandelte sich das Besitzergreifen in Raub: es gab Eroberungskriege. Die Eroberung von der einen Seite setzt von der andern die Vertheidigung derer voraus, deren Besitzthum erobert werden sollte. Diese führten also Freiheitskriege. Ein solches Hin- und Herkämpfen streute nach allen Seiten wieder den Samen zu neuen Streitigkeiten aus, man verbündete sich hier und dort, man unterjochte dieß Land und befreite jenes: es entwickelten sich durch die Gegensätze immer festere politische Gestaltungen, es stellten sich die Völker nationenweise neben einander und bildeten sich aus in der festen Vereinigung ihrer Glieder. Der Kampf war also die Bedingung der Ausbildung der Menschheit, und der Weg der Kultur mußte durch Blut führen. Der Mord war unmittelbar der Weg zur Menschenunterdrückung, aber mittelbar wurde er der Weg zur Menschenbefreiung aus den Banden der Rohheit und Verthierung.

Art. 4.

Der Gang der Geschichte zeigt also, daß der Mord nothwendig war, so lang die Menschheit sich nicht aus dem Zustande der Rohheit herausgearbeitet hatte. Der Mensch beging Thierhandlungen, so lang er selbst noch Thier war, und wurde sein Leben um so häufiger verschleudert, je we-

niger es durch Kultur noch Werth erlangt hatte. Aber soll der Mord verewigt werden? Soll er Zweck sein, wie er Mittel war? Soll er die Kultur selbst werden, nachdem er zur Kultur geführt hat? Soll der Mensch Thier bleiben, weil die Thierheit den Durchgangspunkt zu seinem Menschenthum bildete? Der Mensch unserer Tage sagt sich, daß die Menschheit ihre Mordwerkzeuge wegwerfen wird; er sagt sich, daß eine Zeit kommen müsse, wo es eben so wenig noch Flinten und Kanonen gebe, als lebende Mordmaschinen, welche sie abfeuern; er sagt sich, daß eine Zeit kommen werde, wo man auf die offizielle Mordwirthschaft, die man Militairwesen nennt, zurückschauen werde, wie wir auf die Menschenfresser Nukahiwa's und Neuseelands.

Art. 5.

Das sagt sich der Mensch unserer Zeit. Dennoch, wohin wir blicken, sehen wir die Mordwaffe blinken und die Wissenschaft des Mordens mit tobendem Eifer betreiben. Woher das?

Im Beginn vereinigten sich die Mörder freiwillig mit einander und standen ihrem Anführer als freie Gehülfen gegenüber. Später, als die Anführer in der Gewohnheit des Befehlens zu Herrn ihrer Gehülfen geworden waren, beriefen sie dieselben eigenmächtig zum Morden. Das Mordsystem bildete sich immer weiter aus und forderte stete Bereitschaft. Man schuf also eine besondere Klasse von Mördern und führte allmälig die **stehenden Heere** ein. Die nach Außen hin stets als Obermörder dastanden, wurden unterdeß nach Innen zugleich als Despoten erkannt. Sie suchten daher in den stehenden Heeren nicht bloß schlagfer-

tige Mordwerkzeuge nach Außen, sondern auch dienstfertige Schutzwerkzeuge nach Innen. Die Gelegenheit zum Morden verminderte sich nach und nach durch die steigende Kultur. Die Mordwerkzeuge aber blieben. Ihr Zweck war ein anderer geworden; das Werkzeug des Despotenehrgeizes hatte sich in das Werkzeug der Despotensicherheit verwandelt. Man rettete aber den Schein, indem man die Despotensicherheit mit der Volkssicherheit zu maskiren suchte. Man kehrte den Vorwand der Erhaltung stehender Mörderbanden nach Außen, ihr Zweck aber kehrte sich hauptsächlich nach Innen. In despotischen Staaten ist die Bevölkerung in drei Theile getheilt: den einen bildet der Herrscher mit seinem Anhang, den zweiten bilden die Beherrschten oder das eigentliche Volk, den dritten bilden die Werkzeuge zur Beherrschung, und unter diesen Werkzeugen steht oben an das stehende Heer. Die Herrschenden mit ihren Werkzeugen stehen also dem beherrschten Volk feindlich gegenüber, während sie im Grunde gar nicht zum Staate gehören, denn nur das Volk bildet den Staat, und nur eine Volksherrschaft ist eine Staatsherrschaft.

Art. 6.

Würde es noch stehende Heere geben, würde es noch eine organisirte Mordwirthschaft geben, wenn die Völker, wenn die Hauptvölker als freie Volker neben einander wohnten? Nein! Und abermals nein! Und ewig nein! Warum nicht?

1) Weil freie Volker sich nicht zu sklavischen Mordwerkzeugen abrichten lassen;
2) weil freie Volker ihre Mittel besser gebrauchen können, als zur Erhaltung einer stehenden Mörderbande;

3) weil freie Völker keine Eroberungs- und Unterdrückungsgelüste haben wie Despoten und Kabinete;
4) weil freie Völker, wenn sie der Gefahr eines Angriffs ausgesetzt werden, Kraft genug in sich besitzen, um den Angriff abzutreiben, auch ohne daß sie ihm als organisirte Mörderbanden stets bereit gegenüberstehen;
5) weil freie Völker sich nicht gegen sich selbst zu rüsten brauchen, wie Despoten gegen ihre Knechte.

Art. 7.

Also nur der Mangel an Freiheit erhält die stehenden Mörderbanden und die stehenden Mörderbanden dienen nur dem Despotismus und den Planen der Kabinete. Die schweizerische Republik hat und duldet kein stehendes Heer. Die nordamerikanische Republik hat und duldet kein stehendes Heer. Sind diese Staaten darum wehr- und waffenlos? Nein, sie sind wehrhafter, als die Despotenknechte. Aber sie tragen die Waffen nur zur Vertheidigung und gebrauchen sie nur gegen die Feinde ihrer Freiheit. Wer zum Angriff die Mordwaffe trägt, ist ein Mörder; wer sie nur zur Vertheidigung trägt, übt bloß die Pflicht der Selbsterhaltung. Der Despotismus gebraucht die Mordwaffe zum Angriff, zum Angriff auf die Freiheit, wenn sie ihr Haupt erhebt: der Despotismus ist ein Mörder; die Freiheit gebraucht die Waffe nur zur Vertheidigung: die Freiheit ist keine Mörderinn.

Art. 8.

Wenn also ein Staat mit einem stehenden Heer bedeckt ist, so bildet dieß in der Regel den Maßstab, um die Volksfreiheit zu messen. Der Maßstab ist ein ganz sicherer,

wenn nicht neben dem ſtehenden Heer ein bewaffnetes, ſelbſtſtändiges Volksmilitär beſteht, welches der herrſchenden Gewalt Schonung des Volkes abnöthigt, wie es z. B. in Frankreich zum Theil mit der Nationalgarde der Fall iſt. In Rußland und ähnlichen Ländern iſt das große ſtehende Heer nur als eine der herrſchenden Gewalt ergebene Mörderbande zu betrachten, welche bereit ſteht, das Volk zu morden, ſobald es den Arm nach ſeinen Rechten, nach der Freiheit ausſtreckt. Alſo der eine Theil des Volks läßt ſich zu uniformirten Sklaven machen, um mit der Mordwaffe in der Hand das nicht uniformirte Volk in der Sklaverei zu erhalten. Schreckliches, widernatürliches, unmenſchliches Verhältniß! Kommen wol die uniformirten Mörder dazu, in ſich zu gehen, ſich über ihre Beſtimmung zu prüfen und ihre ſcheußliche Stellung zu erkennen? Die Macht der Gewohnheit hat ſie abgeſtumpft und ſie tragen ihre Mordwaffe ſogar mit Stolz. Es gibt Staaten, welche ſich nicht ſcheuen, ſich Militairſtaaten zu nennen; ſie fühlen es nicht, daß ſie ſich damit als Mörder- und Henkerſtaaten charakteriſiren. Die einzelnen Mörder und Henker ſelbſt aber ſchreiten daher in der kläglichen Einbildung einer hohen Beſtimmung, einer ehrenvollen Stellung — und ſie ſind eben nur Sklaven, Henker und Mörder! Menſch, erkenne es, wie tief du ſinken kannſt.

Art. 9.

Die Gehorchenden ſanken ſo tief, nachdem die Befehlenden ſo tief geſunken waren. Die Leiter der Völker ſuchten ſtets ihren Hauptruhm im — Morden, und zum Theil thun ſie es noch jetzt. Wo ſie aber keine Gelegenheit oder

keinen Muth zum wirklichen Morden mehr haben, da vergnügen sie sich mit der Komödie des Mordens und nennen das Truppenübung. Die Fürsten und Prinzen sind zu Lieutenantsnaturen geworden, welche unter dem Paraderocke den Henkerrock tragen. Und sie erschrecken nicht? Die despotischen Thronbesitzer fühlen sich noch glücklich in dem Gefühl, daß sie über ein Heer von — Mördern zu gebieten haben? Sie können noch schlafen, können noch lachen, die Mahlzeit schmeckt ihnen noch — und ihre Macht, ihre Stellung ruht auf den Schultern von Mördern? „Väter des Vaterlands" stehen ihren „Kindern" mit gezückter Mordwaffe gegenüber! Sie beglücken ihre „Unterthanen" mit Versicherungen des Vertrauens, und in der Hand des Vertrauens blinkt das Henkerschwert. Sie buhlen in gnädiger Herablassung nach dem Ruhm der Humanität, und in der Hand der Humanität blitzt die Mordwaffe. Sie halten große Parade ab, beglückt und beglückend, es wird Hurrah geschrieen, man begeistert sich und erhebt sich — und aus dem glänzenden Lügenspiel stiehlt sich schleichend ein Mordgeruch hervor. Im Hintergrund der Komödie lauert der Mord und grinst die Beschauer, grinst die Mörder selbst an. Ihr Mörder, die ihr eben noch wegen eurer trefflichen Mörderhaltung gepriesen wurdet, versucht es, euch für den Schimpf zu rächen, den euch vielleicht in demselben Augenblick ein Befehlender angethan. Was wird erfolgen? Euere eigenen Kameraden werden kommandirt werden, euch zu morden. Ihr Leute aus dem Volk, die ihr eben noch Hurrah geschrieen, als ihr den Oberherrn dieser Mörderbande gnädig sie belohnen hörtet, versucht es, denselben aufzufordern, daß er euch

eure Rechte, eure Freiheit zurückgebe. Was wird erfolgen? Er wird seine Mörderbande eine Schwenkung machen lassen und euer Hurrah erwidern mit dem landesväterlichen Ruf: Gebt Feuer!

Art. 10.

Volk, wo bist du? Ich finde dich nicht. Ich finde nur eine Masse menschenähnlicher Geschöpfe, deren Hauptbestreben dahin geht, seine eignen Feinde zu ernähren, stark zu machen, zu verherrlichen.

Volk, du gibst deine Söhne her, damit Werkzeuge vorhanden sind, deine Fesseln zu schmieden und dich nöthigenfalls zu morden.

Volk, du gibst deinen Schweiß her, auf daß Mittel vorhanden sind, deine Fesseln zu unterhalten und dich nöthigenfalls zu morden.

Volk, du gibst deinen Enthusiasmus her, damit diejenigen verherrlicht werden, welche nur darauf bedacht sind, deine Fesseln zu unterhalten und dich nöthigenfalls zu morden.

Volk, ich begreife dich nicht, denn ich habe Vernunft im Gehirn und Blut in den Adern. Wenn du gemordet und begraben bist, werde ich einen Schandpfahl auf dein Grab setzen.

Art. 11.

Und deine Söhne? Sie sind ihrer Mutter würdig. Wer sich freiwillig knebeln und morden läßt, kann die Welt höchstens mit Sklaven und Mördern bevölkern. Sind deine Söhne noch Menschen? Der Soldat in despotischen Staaten hört auf, ein Mensch zu sein. Was denkt er? Er hat keine Gedanken, denn er wird zur lebenden Maschine abgerichtet.

Was fühlt er? Er hat kein Gefühl, denn er gleicht der Waffe, die er trägt, und die ſich in jede beliebige Bruſt bohrt, gegen welche ihr Träger ſie richtet.

Was will er? Er hat keinen Willen, denn er iſt blindes, preisgegebenes Werkzeug des Kommando's.

Das Kommando befiehlt ihm, den Hungernden zu morden, der in den Windungen ſeines Schmerzes an eine Schranke der Gewalt geſtoßen, welche ihn ausgeſogen, und er mordet den Hungernden.

Das Kommando befiehlt ihm, den Volksfreund zu morden, der ihm und ſeinen Mitmenſchen Freiheit und Glück zu erringen ſtrebte, und er mordet den Volksfreund.

Das Kommando befiehlt ihm, die Tugend zu morden, welche der Despotismus zum Verbrechen ſtempelt, und er mordet die Tugend.

Das Kommando befiehlt ihm, ſeinen eignen Bruder zu morden, den ſein Menſchengefühl auf die Seite des murrenden Volkes trieb, und er mordet ſeinen Bruder.

Einen brennenden Pechkranz auf das Haupt dieſer Schande! Einen vergifteten Dolch in die Bruſt dieſer Unmenſchlichkeit! Einen glühenden Keil durch die Hand dieſer Sklaverei! Gemach! Er läßt ſich das ſagen und hört es nicht. Er hat kein Ohr mehr für den Mahnruf des freien Menſchen. Er iſt als Menſch vernichtet, er exiſtirt nicht mehr. Nur das Kommando hört er noch, nur durch das Kommando exiſtirt er. Das Ohr ſeines Gehorſams iſt ſtets geſpitzt nur für das Kommando, ſeine Glieder ſind ſtets auf dem Sprung, um mit Zittern zuſammenzufahren vor dem hölliſchen Kommando. Volk, deine Söhne ſind ſo entwürdigt, daß ſie ſo-

gar im Stande wären, dich zu befreien — auf Kommando, denn selbst zum Undenkbaren hin treibt sie das Kommando.

Volk, wozu sind deine Söhne auf der Welt? Nicht um zu leben. Sie gehören nicht sich, gehören nicht den Ihrigen, sie gehören dem Despotismus. Der Despotismus zerschneidet ihre Adern und sie vergießen ihr Blut. Wofür? Das ist für sie keine Frage. Mag ihr Blut sich mit dem Wasser des Felsenquells oder mit der Mistjauche des Viehstalls mischen — es muß ihnen genügen, daß der Despotismus es vergießt. Was Feind ihres Herrn ist, das muß ihr Feind sein; mögen sie, was sie morden, lieben oder hassen, das Morden und Bluten muß ihnen heilig, muß ihre Freude sein, wenn der Despotismus es ihnen befiehlt. Ihr Leben ist so wenig werth, als das Leben derer, welche sie morden sollen. Alles zusammen ist nur Dünger für das göttliche Giftkraut des Despotismus.

O Volk, daß die Mordwaffe deiner Despoten und deiner Söhne dich von der Erde vertilgte! Sie würden dann wenigstens dazu gelangen, sich unter einander zu morden. Möge das Weltmeer seine Ufer überschwellen mit dem Sklaven- und Despotenblut, das sich in seine Fluse stürzt! Möge die Erde verwaist und verödet nur dem Gethier einen freien Aufenthalt bieten! Beim Geist der Welt, es wäre besser, daß die Menschheit begraben würde, als daß sie nur lebte, um für scheußliche Despotengötzen sich in Mörder und Sklaven zu theilen.

## Art. 12.

**Wovon lebt der Despotismus? Von der Henkerbande, die von ihm lebt!**

Was ermuthigt jenen Despoten, die Wünsche des Volks unter die Füße zu treten? Das Vertrauen auf seine Henkerbande!

Was ermuthigt ihn, durch Machtsprüche dem Volk zu gebieten, was ihm zuwider ist, und ihm zu versagen, was es will? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn, das Volk auszupressen, um von dem Erpreßten das Gebäude des Despotismus zu unterhalten und den Verschwendungen seines Götzenthums zu genügen? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn, die Hälfte des Volks in's Elend zu stürzen, damit er und sein Anhang in empörendem Luxus schwelgen können? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn und seinen Anhang, dem Volk den Knebel auf den Mund zu hängen und seine Sklaverei stumm zu machen? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn und seinen Anhang zu schnöder Willkür, zur Verhöhnung des Rechtes, zur Verachtung der Gemißhandelten? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn und seinen Anhang, zu Verbrechen zu stempeln und mit Kerker und Beil zu bestrafen, was dem freien und vernünftigen Menschen als Recht und Pflicht erscheint? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn und seinen Anhang, das Volk auf Schritt und Tritt mit polizeilichen Fesseln zu behängen, ihm seine Gedanken und Empfindungen zu belauern und vorzuschreiben, ihm sein Menschenthum faserweise auszureißen und es in den Koth der Entwürdigung zu treten? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Das Vertrauen auf die Henkerbande iſt es allein, was dieſe Zunge, jene Feder, dieſen Fuß, jenen Arm in Bewegung ſetzt; was dieſes Uebel aufrecht und jenes Gute fern hält; was Unſinn ſanktionirt und Vernunft in den Bann thut. Das Vertrauen auf die Henkerbande iſt mit einem Wort eure — Regierung.

Was würde dieſer Despot und jener Miniſter, dieſer Geheimrath und jener Höfling, dieſer A[illegible]rat und jener Pfaffe, dieſer Inquiſitor und jener Polizeimenſch, die ſich jetzt mit bewußter Sicherheit an euern Rechten vergreifen, was würden ſie thun, wenn plötzlich die Henkerbande verſchwände, oder zum Volk zurückkehrte, von welchem ſie hergekommen? Sie würden flehen, beben und kriechen vor dem — Volk! Jene Feiglinge, welche trotz der Henkerbande vor jedem Hauche der Oeffentlichkeit zuſammenfahren, trotz der Henkerbande tauſend Schliche und Kniffe zu ihrer Sicherung in's Werk ſetzen, trotz der Henkerbande Gerichte und Preſſe zu ihren Werkzeugen erniedrigen, was würden jene Feiglinge, jene Träger des böſen Gewiſſens, jene bleichen Würger des freien Menſchenthums thun, wenn ihre ſchützende Henkerbande ſich verlöre?

Volk, ſie würden winſeln unter deinem Fuß, wie das Gewürm der Erde. Jetzt aber, Volk, winſelſt du!

Art. 13.

Die Völker ſehen nicht, was ihnen am Brutalſten in die Augen ſpringt, und fühlen nicht, was ſie am Schwerſten niederdrückt. Sie wüßten ſonſt und ſprächen es aus,

daß der größte Fluch der Menſchheit die ſtehenden Heere ſind, denn ſie dienen jedem andern Fluch zur Stütze.

Verflucht seien im Namen der Menschheit die stehenden Henkerbanden!

Art. 14.

Ist es nicht ein haarsträubender Gedanke, daß die Völker diesen Fluch sich aufladen lassen, während es ihnen klar sein muß, daß er durch keinerlei Nothwendigkeit erzeugt wird?

Ist es nöthig, daß die Jugend des Landes ihre beste Zeit hinopfert, um sich zu unmenschlichen Maschinen abrichten zu lassen?

Ist es nöthig, daß dem Lande das Mark ausgesogen wird, um die Kosten für jene unmenschliche Abrichtung aufzubringen?

Ist es nöthig, daß ein Heer geputzter Müßiggänger wie Komödianten und Harlekins durch das Land umherzieht, Paraden abhält, die Geistlosigkeit zum System macht und die Unmenschlichkeit als Kultus betreibt?

Ist es nöthig, daß unter der Zuchtruthe barbarischer Gesetze der eine Theil des Volkes dem andern als drohender Henker gegenübergestellt wird?

Nein, es ist nicht nöthig, für das Volk ist es nicht nöthig, für das Wohl des Landes ist es nicht nöthig, für die Erhaltung des Staats ist es nicht nöthig, nur zum Schutz der Feinde des Volks ist es nöthig. Wer läßt sich noch durch die alberne Lüge bethören, daß es nöthig sei zum Schutz gegen das Ausland? Daß, um das Volk nach Außen frei zu erhalten, man es im Innern zum Sklaven machen müsse? Daß, um es stark zu machen, man ihm die Sehnen der Kraft durchschneiden müsse? Wer läßt sich noch den Verstand übertölpeln mit jenen komödiantischen

Redensarten von „herrlicher Wahrhaftigkeit" polizeidurchdrungener Sklaven, die man unter die Pike des Despotismus stellt?

Volk, mach' es dir klar und nimm es für so gewiß, als die Erde unter deinem Fuß, daß nur ein freies Volk wirklich wehrhaft ist und zwar ohne jene entmenschende Dressur, ohne jene erdrückenden Kosten, ohne jenen nichtswürdigen Pomp. Sieh dich um in deiner Nähe, schau nach den Bergen der Schweiz. Der Bürger der Schweiz hat zur nöthigen Einübung die Pike so viel Wochen zu tragen, als du Jahre: von einer stehenden Bande ist da keine Rede und die Vaterlandsvertheidiger sind nur bewaffnete Bürger; sogar die Offiziere folgen zugleich ihrem bürgerlichen Beruf; die Kosten für das Kriegswesen sind im Vergleich mit den Despotenländern nicht der Rede werth; kurz, von jenem verennirenden, organisirten Mordsystem keine Spur — und doch kann die Schweiz, dies kleine Land, in wenigen Tagen einem äußern Angriff 100,000 Männer entgegenstellen, die jede dressirte Sklavenbande von gleicher Zahl zu Boden schlagen.

Wie kommt die Schweiz zu diesem Vorzug? Sie ist ein freies Land, ist eine Republik! Nur wo Fürsten sind, gibt es stehende Mörderbanden.

Wie wäre es in diesem Lande möglich, dem Volk einzureden, es müsse sich vor dem Ausland durch eine stehende Mörderbande sichern? Und ist nicht grade die Schweiz am Ärgsten der Feindschaft des Auslandes ausgesetzt? Ist nicht diese Republik allem europäischen Despotismus ein Dorn im Auge! Bewacht er nicht in ihr das drohende Samenkorn für andere Republiken? Sieht er nicht aus ihren Bergen die

große Volkshand hervorlangen, welche alle seine künstliche Gerüste einreißen wird? Und doch kein stehendes Heer in der Schweiz! Wer die Freiheit fühlt, daß sie gefürchtet wird, deßhalb sucht sie ihre Rettung nicht in Einrichtungen der Unfreiheit. Die Unfreiheit allein fürchtet sich und in der Furcht sucht sie auch ihre Rettung. Deßhalb jene planmäßige Lügenwirthschaft, welche die Nationalvorurtheile zu erhalten und zu hetzen, welche der einen Nationalität Furcht und Eifersucht neben der andern einzureden sucht, um in den Waffen solcher Furcht Waffen des Despotismus zu schaffen. So, ihr Völker, schützt der Despotismus sich selbst, indem er euch die Nothwendigkeit eines Schutzes einredet, der völlig überflüssig ist und den die Freiheit im Fall der Noth vollständig in sich selbst findet.

Blickt nach Nordamerika! Das zukunftreichste, mächtigste, freieste Land der Erde, nach welchem alle „Mächte" dieser Erde mit Eifersucht und Besorgniß hinüberblicken, besitzt nicht mehr stehendes Militair, als ihr in einer einzigen jener Despotenhöhlen einschließt, die man Festungen nennt.

Art. 15.

Welch Gefühl muß ein Volk durchglühen, welches erkennt, daß es durch eigne Blindheit und fremde List, durch eigne Schlaffheit und fremde Furcht in einem langen, schmähligen Zustand der Erniedrigung und Sklaverei erhalten worden ist!

Welch ein Gefühl muß die Söhne dieses Volks durchglühn, wenn sie erkennen, daß und wie man sie unter dem trügerischen Schein von Harlekinspomp und Lügenphrasen zur Erhaltung jenes Zustandes benutzt hat!

Geht in euch, zerbrecht die Hornhaut der Gewohnheit,

reißt das Blendwerk von eurer Schmach herab und stellt sie in ihrer ganzen, skandalösen Nacktheit hin!

## Art. 16.

**Der Gemeine.** Ehe ich Soldat wurde, hatte ich noch gar nicht darüber nachgedacht, was es heißt, eine Uniform zu tragen. Die Gewohnheit hatte mich durch das Beispiel so vieler Andern gedankenlos gemacht, und als die Zeit erschien, wo ich ihnen folgen sollte, gewährte meinem jugendlichen Sinn die Aussicht auf den bunten Rock und das Leben in der Kasernenstadt sogar einen gewissen Reiz der Neuheit. Ein unbehagliches Vorgefühl mischte sich zwar hinein, doch war ich mir nicht bewußt, was es mir bedeuten wolle. Ich trank bei der Einweihung eine Menge Branntwein, sang sehr übermüthig tapfere Kneipenlieder und renommirte meine letzten freien Augenblicke hinweg, die Galgenfrist des Uebergangs in den neuen Zustand fast unbewußt zur Selbsttäuschung benutzend. Ich glaube, selbst der Sklave, wenn er von der afrikanischen Küste die verhängnißvolle Fahrt nach der amerikanischen antritt, weiß in dem Uebergang in die neue Welt mit ihren Möglichkeiten für kurze Zeit einen tröstenden Reiz der Veränderung aufzufinden. Bei mir hielt dieser Reiz nicht lange vor. Nachdem ich wie eine Waare durch die Hände der Visitatoren und Taxatoren gegangen war, nahm ein Scherge der uniformirten Gewalt Besitz von mir und trieb mich mit der Sicherheit eines verfügenden Eigenthümers in den Stall der Sklaverei. Die Kleider meiner freien Jugend wurden mir ausgezogen und man steckte mich in ein buntes Wamms, das noch nach dem Angstschweiß seines früheren Trägers duftete. Mit Sack und Pack behängt und ein unförmliches

Mordinstrument in der Hand, an welches ich nun Jahre lang sollte gefesselt bleiben, ward ich in eine Kammer gewiesen, wo ich mich in Gesellschaft fremder „Kameraden" auf den Beginn des „Allerhöchsten Dienstes" vorzubereiten hatte. Man befahl mir, mein Geschirr — ich dachte wirklich an Pferdegeschirr dabei — in Ordnung zu bringen, mein Mordinstrument zu putzen und mir „Liebe zur Waffe" anzueignen. Liebe zur Waffe! Das war mir ein schreckliches Wort. Was es heißt, seine Eltern oder seine Braut zu lieben, das wußte ich zwar, aber Liebe zur Waffe, Liebe zu einem Stück Eisen, womit man seinen Nebenmenschen ermordet, kam mir noch schlimmer vor, als Liebe zum Kerker. Ich begann zu begreifen, daß ein Verhältniß, in welchem dem Menschen so widernatürliche Forderungen gestellt werden, um ihn aus seinen natürlichen Vorstellungen herauszuschrecken, ein unmenschliches Verhältniß sein müsse, welches nur auf die Verkehrung aller vernünftigen Begriffe gegründet ist. Als ich über die Liebe zur Waffe nachgedacht hatte, machte man mir begreiflich, wie es mir ergehen werde, wenn ich mir diese Liebe nicht anzueignen verstehe. Man las mir die Kriegsartikel vor. Wo war ich hingerathen? Es summte mir um die Ohren von lauter Arrest und Todtschießen, ich kam mir vor wie ein Kapitalverbrecher, nach welchem sich von allen Seiten die Büttel- oder Henkerfaust ausstrecke. Was hatte ich denn gethan? Nichts, nicht das Mindeste, und doch überlief mich eine Angst, als sei ich das personifizirte böse Gewissen. Das böse Gewissen meines natürlichen Menschenthums stellte mir nämlich vor, daß es mir schwer werden würde, mir die erforderliche „Liebe zur Waffe" und „Liebe zum Allerhöch-

ſten Dienſt" anzueignen. Die kommandirenden Geſichter, die ſich rings um mich her ſo henkermäßig geberdeten, die Kriegsartikel, die Kaſernenmauern, alles das ſah ſo liebreich aus, daß ich mir die Liebe zur Waffe gern angeſchafft hätte, um die ganze Wirthſchaft aus der Welt zu ſchaffen. Doch dieſe revolutionären Gedanken legten ſich bald. Am andern Tag begann das ſogenannte Exerziren. Ich wurde mit einer Menge „Kameraden" in eine Reihe geſtellt und dann ging's an die Zubereitung meiner Gliedmaßen zum „Allerhöchſten Dienſt." Ich hatte früher oft auf meinen geſunden, geradgewachſenen Beinen geſtanden, hier und dort, ſo und ſo, aber das war Alles nicht auf die rechte Weiſe zugegangen. Jetzt lernte ich erſt „grade ſtehen", d. h. ein lebendiger Stock werden. Ich hatte früher Manches geſehen, dieß und das, und mein Auge wußte Alles auf's Korn zu nehmen, wo es galt. Aber das war Alles nicht auf die rechte Weiſe zugegangen. Jetzt lernte ich erſt „gradeaus" ſehen. Mogte das „gradeaus" in eine Miſtpfütze oder in ein Kerkerfenſter führen, das war einerlei, ich hatte nicht zu ſehen, ſondern nur die Augen „gradeaus" zu richten, d. h. eine todte Wachsfigur vorzuſtellen. Früher hatte ich eine ganz gute Haltung, ich hielt mich menſchlich und natürlich, wie ich aus meinem Kern herausgewachſen war. Jetzt lernte ich „militäriſche Haltung." Ich mußte mich auf den großen Zehen balanciren, als ſei es die höchſte Pflicht eines „getreuen Unterthans", beim erſten Kommando auf die Naſe zu fallen; mußte den Bauch einziehen, als ſei ich von patriotiſchem Bauchgrimmen befallen; mußte den Hintern vorſtrecken, als gölte es eine ſtete Bereitſchaft zum

Empfang von Stockprügeln; mußte die Bruſt herauswerfen, als ſollten die feindlichen Kugeln an ihr abprallen; mußte den Kopf in den Nacken werfen, als wolle man mich barbieren, und vor allen Dingen — ja das Vaterland wäre zu Grunde gegangen, wenn ich das nicht gethan hätte — ich mußte die Hände geſtreckt an die Beine legen, „ſo daß der kleine Finger genau die Hoſennath berührte.“ Einſt hörte man beim Exerziren ein dumpfes Gemurmel, Gewitterwolken zogen am Himmel herauf, die Erde erzitterte, die Menſchen liefen beängſtigt durcheinander, die Telegraphen geriethen in Bewegung, die Hunde bellten, alle Behörden kamen auf die Beine, kurz die Welt drohte aus den Fugen zu gehen. Niemand wußte den Grund dieſer ſchrecklichen Unordnung aufzufinden. Ich ſelbſt ſtrengte mich ſehr an, um hinter das drohende Geheimniß zu kommen, und ging patriotiſch mit mir zu Rath. Endlich frage ich mich: haſt du auch wohl den kleinen Finger an der Hoſennath? Und ſiehe da, der kleine Finger hing einen halben Zoll von der Hoſennath entfernt. Ich erſchrack ſehr, faßte mich aber und zog in der Stille ganz unmerklich den kleinen Finger an die Hoſennath heran. Was geſchah? Alles begann ſofort ſich zu beruhigen und in einigen Tagen war das Vaterland wieder im Geleiſe und jeder Hund wieder in ſeiner Hütte.

Als mein Verſtand ſo weit ausgebildet war, daß er ſich einige Begriffe von „militairiſcher Haltung“ aneignen konnte, begann der militairiſche Gang. Ich war früher ein ganz guter Fußgänger geweſen und ſetzte die Füße ganz manierlich. Aber dieſer Gang war nicht der richtige, es war der bloß menſchliche. Der militairiſche Gang iſt ein andrer. Den

linken Fuß hebt man zuerſt in die Höhe, läßt ihn in der Luft ſchweben wie ein Storch, ſetzt ihn dann mit zuſammengekniffenen Zehen und geſtrecktem Bein plötzlich nieder und ſchnellt in dem nämlichen Augenblick den rechten Fuß in die Luft. Es verſteht ſich, daß der kleine Finger dabei ſtets an der Hoſennath bleibt. Den rechten Fuß ſetzt man in derſelben Weiſe nieder, wie den linken, und ſchnellt dann wieder den letztern in die Luft. Dieſe wunderbare Kunſt iſt die Kunſt des „Links“ und „Rechts“. Hat man in dieſer Kunſt einige Fertigkeit erlangt, ſo kommt man zu der Ehre, an dem Exerzirmeiſter, der in einiger Entfernung ſich hinſtellt, als wolle er das Dampfſchiff anlanden ſehen, mit dem kleinen Finger an der Hoſennath vorbeizumarſchiren und ihn dabei „ſcharf anzuſehen,“ als fühle man eine ungeheure Feindſchaft gegen den Mann. Es ſpricht ſich aber im Grunde in dieſem „ſcharfen Blick“ nur verſteckte „Liebe“ aus, „Liebe zu der Waffe“ und zu denen, welche dieſe Liebe Andern beibringen. Es kommt bei jenem Blick vor Allem darauf an, daß von der Augenlinſe des Blickenden bis zur Augenlinſe des Angeblickten eine grade Linie führt. Wird die Linſe des Angeblickten nur um ein Härchen verfehlt, ſo iſt wieder ein Grund zu der größten Unordnung im Vaterlande gelegt und jene wohlthuende Befriedigung, welche den ſchönſten Lohn für ein gelungenes Werk bildet, iſt in der militäriſchen Bruſt nicht vorhanden. Das Unbehagliche der Unvollſtändigkeit beſchleicht das Gefühl wie eine Mahnung der Nemeſis und höchſtens iſt eine gelungene Wiederholung im Stande, das geſtörte Gleichgewicht der Bewußtſeinswaage wieder herzuſtellen.

Nachdem man ſo weit in der Kultur vorgeſchritten iſt,

daß man die militairiſche Haltung und den militairiſchen Gang nebſt Zubehör ſein Eigenthum nennen kann, beginnt dieſelbe Arbeit von Neuem — unter dem Gewehr. Man gelangt zu dem erhebenden Fortſchritt, auf den Zehen balanciren, den Hintern herausſtrecken, den kleinen Finger an die Hoſennath legen, Affenſprünge ausführen und dem Vorgeſetzten in die Linſe ſchauen zu können — mit dem Mordwerkzeug in der Hand. Die Liebe zur Waffe beginnt ſchon merklich zu wachſen und wenn man nach vollbrachter Arbeit die Waffe in die Kaſerne zurückbringt, mögte man ſie laden, um ſich vor lauter Liebe — todt zu ſchießen.

Eltern, Freunde, Geſchwiſter, Geliebte, Volk, Menſchheit, helft mir doch einen einzigen vernünftigen Grund finden, warum ich dieſe Erniedrigung, dieſe Abrichtung, dieſe Entmenſchung, dieſe gähnende, tödtende, hirnverzehrende Geiſtloſigkeit Jahre lang durchmachen muß; warum mein Leib kein Lebenszeichen mehr von ſich geben darf, als in der vorgeſchriebenen Linie der Bewegung; warum mein Geiſt keine Exiſtenz mehr verrathen darf, als in dem vorgeſchriebenen Geleiſe des Gehorſams; warum ich ohne Frage und ohne Recht dem Kommando hirnloſer Uniformhelden preisgegeben ſein und den Menſchen in mir ſtumm und leblos unter die Füße treten laſſen muß; warum mein Menſchenthum wie eine Fabrikatmaſſe gepreßt werden muß in dieſe entſeelende Form der Sklaverei; warum ich Jahre lang in dieſer Form ſiechen, gähnen und zähneknirſchen muß; warum ich Jahre lang mein Leben, meinen Beruf, meine Familie als nicht vorhanden betrachten muß; warum ich Jahre lang als erwerbloſe Maſchine den Schweiß meiner Mitmenſchen

verzehren muß; warum ich Jahre lang in den kleinlichſten, ſinnloſeſten Kunſtſtücken mich als Mörder einüben und zugleich zittern muß vor jedem Verſtoß gegen das Mordreglement? Meine Eltern, ſeid ihr es, die dieß von mir verlangen? Nein! Meine Geſchwiſter, ſeid ihr es? Nein! Meine Geliebte, biſt du es? Nein! Meine Freunde, ſeid ihr es? Nein! Mein Volk, biſt du es? Nein! Menſchheit, biſt du es? Nein! Wer iſt es denn? — O ihr Auswanderer, die ihr Kinder habt, jetzt begreif' ich euch!

In Rußland erzieht man die Eltern darauf, zu Verräthern ihrer eigenen Kinder zu werden, wenn ſie ſich der ſchrecklichſten aller Sklavereien zu entziehen ſuchen, und behängt die Verräther mit Ordensbändern. Man ſollte die Dekorirten an ihren Orden an den Schandpfahl aufhängen und diejenigen dazu, welche die Entartung der menſchlichen Natur bis zu ſolchem Grad ſklaviſcher Niederträchtigkeit zu treiben verſtehen. Gibt es aber irgend eine Scheußlichkeit in der Welt, welche nicht von der despotiſchen Gewalt ſchon kultivirt und geheiligt worden wäre?

Wie war das ganze Syſtem, unter welchem ich Jahre lang geſeufzt und gekeucht habe, berechnet, um mich meinen Zuſtand überſehen zu machen! Man log mir vor, ich beſitze eine ungeheure Liebe zur Maſſe und zum angeſtammten Herrſcherhaus; man log mir vor, der Patriotismus liege im Gewehrtragen, im Parademarſch und im Hurrahſchreien; man log mir vor, ich erfülle einen Menſchenberuf, wenn ich recht vorſchriftsmäßig den kleinen Finger an die Hoſennath legen, das Mordinſtrument handhaben, vor einem hohen Paradehelden mit Heftigkeit die Beine vor mich hinwerfen

und ähnliche thieriſche Schandkünſte vollführen könnte; man log mir ſogar vor, jene verthierten ruſſiſchen Soldaten, welche als Schildwachen das Waſſer einer Ueberſchwemmung ſich über den Kopf ſteigen ließen, weil ſie nicht wagten, ihren Poſten zu verlaſſen, ſeien in der Aufopferung für den Dienſt ihres Allerhöchſten Herrn große Männer geweſen. Man log mir ſo viel vor und dieß alles in ſo ſicherer, hergebrachter, imponirender Weiſe, daß ich mich endlich mitunter ſelbſt belog. Ich log mir vor, daß es erhebend ſei, nach dem Takt betäubender Muſik und ſchreckhafter Kalbfelle mit Menſchenmaſſen daher zu taumeln; ich log mir vor, daß es großartig ſei, maſſenweiſe die Luft mit Pulverknall zu füllen; ich log mir vor, daß in dem paradirenden Serviliſmus, welcher vor „hohen Perſonen“ maſſenweiſe ſeine Aufzüge hält, eine männliche Thätigkeit liege; ich log mir vor, daß ich ein Bürger und Menſch ſei, wenn ich auf Kommando einem herzloſen Despoten ein Hoch entgegenſchreie; ich log mir vor, daß es nicht erniedrigend, nicht niederträchtig ſei, ſein freies Menſchenthum mit ſklaviſcher Aufopferung unter die Füße eines ſkandalöſen Götzendienſtes treten zu laſſen. Jetzt ſehe ich meine Lügen ein, ich erblicke vor mir einen Abgrund von Erniedrigung, Selbſtvergeſſenheit und Infamie, ich verfolge dieß ganze Syſtem in ſeinen ſcheußlichen faulen Grund hinein und — mich ekelt und ſchaudert!

Ich ſage mir, daß ich ein Mordwerkzeug bin, zum Harlekin abgerichtet. Als Mörder ſoll ich im Krieg und als Harlekin im Frieden dienen. Krieg? Wen ſoll ich morden? Soll ich etwa mein — Volk morden helfen?

Ich sage mir, daß, so lang die Völker sich nicht befreundet unter einander auf gleichen Fuß stellen, und nicht die Absicht des Mordens mit den Werkzeugen des Mordens ablegen, die Vertheidigung des einen Volks gegen das andre vorbereitet bleiben muß. Aber ich sage mir auch, daß diese Vorbereitung nicht einen feindschaftlichen Unterschied in das Volk zu legen, nicht den einen Theil zur Pflanzel des andern zu machen, nicht Jahre lang die Blüthe des Volks verkümmern zu lassen, nicht zu einer entmenschenden Abrichtung unter blutdürstigen Henkergesetzen zu werden, nicht die Staatsbürger zu Leibeignen der Gewalt zu machen, nicht Leib und Seele in Sklavengrundsätzen zu erziehen brauche. Ich sage mir, daß freie Bürger, wenige Wochen lang unter vernünftigen Vorschriften in den Waffen geübt, sich besser werden zu schützen wissen, als eingeschulte entmenschte Sklaven der Gewalt.

Mit dieser Einsicht bin ich endlich nach überstandener mehrjähriger Qual zu den Meinigen zurückgekehrt. Was ich aber zugleich mit meiner Einsicht nach Hause gebracht, ist eine sklavische Furcht, eine ruhelose Angst, welche für jeden Verstoß gegen die anererzirten Pflichten der Subordination, Rechtlosigkeit und Erniedrigung sich Gefängniß und Tod verspiegelt. Ich fühle meinen Rechtsmuth gebrochen und meine Männlichkeit angefault. Wie? dieß kann ich mir gestehen, ohne mich wieder zu ermannen? Nein, ich will, ich werde mich ermannen. Ich muß und werde zeigen, daß man auch dann ein rechter Mann werden kann, nachdem man ein rechter Lump, und ein rechter Freier, nachdem man ein rechter Sklave gewesen!

## Art. 17.

**Der Korporal oder Gefreite.** Die Schuhsohle, die der „Vorgesetzte" mit Füßen tritt, besteht aus zwei Lagen. Die untere, dickere Lage ist der Gemeine und die obere, dünnere ist der Korporal.

## Art. 18.

**Der Unteroffizier.** Der Unteroffizier kann sich schon zu den Tretenden rechnen. Im Unteroffizier liegt die eigentliche Exekutivkraft des Mordsystems. Der Unteroffizier ist der Hetzhund, der die Heerde zu Paaren treibt, er ist die Handhabe, womit die Maschinerie unmittelbar dirigirt wird. Er muß wo möglich einen tüchtigen Schnurrbart tragen, recht gensd'armenmäßig aussehen, eine rauhe Stimme haben und geläufig fluchen können. Er hat sehr viel Männliches, d. h. nach Unten; nach oben muß er totaler Dienstbote sein. Er darf in der ganzen schönen Welt nichts Anderes wollen, als Rekruten maltraitiren, und er weiß in der ganzen schönen Welt nichts Anderes, als wie man das Gewehr präsentirt, den Finger an die Hosennaht legt und ähnliche Wissenschaft. So bringt er ein langes, langes Leben hin, und nicht einmal seine ursprüngliche Bestimmung, das Morden, hat er zu erfüllen Gelegenheit gehabt. Der Sklave und das Thier sie thun doch Etwas, wodurch ein Zweck erreicht wird; sind sie auch Sklave und Thier, sie arbeiten doch dies und schaffen das, sie thun wenigstens Alles, wozu man sie bestimmt hatte. Aber so ein Unteroffizier? Er ist ein ganzes Leben hindurch Sklave und Sklavenhetzer, aber was er eigentlich sein sollte, ein Mörder und Mordhetzer, das wird er nicht einmal. Er ist bloß

Sklave zur Disposition, er ist ein Säbel in der Scheide. Er kann sein Jubiläum feiern, ohne eine einzige Mordthat hinter sich zu haben, und wenn er sich bei seinem seligen Ende fragt: was habe ich im Leben gethan? so gähnt und speit ihn die fußtretende Antwort an: du hast Rekruten maltraitirt und hast Rekruten maltraitirt und hast Rekruten maltraitirt.

## Art. 19.

Der Offizier. „Der fünfte Mann im zweiten Glied steht einen halben Zoll zu weit vor. Zurück! Noch etwas zurück! Noch ein Härchen zurück! So! das Vaterland ist gerettet.“ „Der Flügelmann im dritten Glied hat das Gewehr nicht genug angezogen. Donnerwetter, zieh' er's Gewehr an! Es hängt einen Zoll breit nach hinten. Soll denn die Welt zu Grunde gehen durch den einen Kerl?“ „Dem zwölften Mann im zweiten Glied hat eine Fliege auf den obern Knopf der linken Reihe gekackt. Er wird in Arrest kommen, wenn er nicht besser auf Ordnung und Patriotismus hält.“ „Bataillon — Märrrrrsch!“

Du lieber Herrgott (wenn es einen gibt), betrachte ich mich genau, so werde ich vor Scham roth wie mein Kragen. Die Leute, die mitunter meiner militairischen Beschäftigung zuschauen, sind durch die Gewohnheit um das Lachen gekommen, sonst müßten sie alle lautauf lachen über den geistreichen Eifer, womit sie hier einen Menschen mit geschniegeltem Gesicht, buntem Rock, glänzendem Behang und gebildetem Äußern den Fliegendreck kontroliren und „Märrrrrsch!“ rufen sehen. Wie war es möglich, daß ich diesen Wahnsinn so lange mitmachen konnte, ohne mich in meiner Entwür-

digung zu erkennen! Ich rechne mich zu den gebildeten Leuten, und mein Beruf iſt die ausgeſuchteſte Geiſtloſigkeit; ich habe mich menſchlicher Sitten befleißigt, und mein Beruf iſt die Brutalität in ein Syſtem gebracht. Erſt jetzt ertappe ich mich auf der Frage, ob ich nicht beſſer Tagelöhner, als Offizier im ſtehenden Heer geworden wäre; erſt jetzt mahnt mich mein Gewiſſen an die Unbedenklichkeit, womit ich gegen Tauſende, welche ein rohes Geſetz unter meine Befehle gab, den Herrn und Tyrannen geſpielt habe. Und dieſe Stellung konnte ich für ehrenvoll halten? Ehrenvoll, weil der despotiſche Wille der Gewalt für mein Mord- und Unterdrückungshandwerk eine Ehre dekretirt und die Gedankenloſigkeit der Unterdrückten ſie anerkannt hatte? War dieſe Stellung ehrenvoll, ſo iſt es auch die des Henkers und Schinders, wenn ein Despot ihnen ein geeignetes Abzeichen gibt. Welche Beſtimmung habe ich in letzter Inſtanz? Der Mord iſt meine Beſtimmung. Harlekin auf dem Paradeplatz, Polizeidiener des Despotismus in ruhiger Zeit, und Mörder zu ſein in Zeiten der Erregung, das iſt mein Beruf, das iſt meine Ehre. Und dieſe Ehre im Auge lebe ich dahin als privilegirter Müßiggänger, der das Mark ſeiner Mitbürger verſchlingt, treibe mich umher als blaſirter Windbeutel, ſuche die höchſte Romantik meines Lebens in fader Zierbengelei, hirnloſem Renommiren, feilem Schürzendienſt und perfider Weiberverführung, ſetze meine Männlichkeit in ſervilen Hochmuth, finde meine Erhebung in dem Gefühl, der Lakai eines ſchnöden Götzendienſtes zu ſein, und alle dieſe Mahnungen trage ich Jahre lang unter meinem zuſammengeſchnürten Rock umher und der Rock gefällt mir noch!

Ich bin ein schrecklich gesunkener Mensch; ich will meinen Burschen, der Handwerker ist, fragen, ob er einen Lehrling gebrauchen könne.

Art. 20.

Der Stabsoffizier. Ich bin schon über die Jahre hinaus, wo ich mich noch hätte anders bestimmen können. Jetzt erkenne ich mich für verloren an und kann nur darauf bedacht sein, meine Stellung anständig zu bemänteln. Ich treibe den Serviliemus unter der Maske der bejahrten Männlichkeit und suche die Lächerlichkeit, so gut es gehen will, durch Seriosität zu verdecken. Ich bin ein Harlekin und Mörder mit Würde; ich bin eine Karikatur mit Autorität. Mein letztes Glück besteht darin, daß ich meine Freiheit über meine Untergebenen zur Zubereitung einer Individualität mit unschuldigen Sonderbarkeiten benutze, worüber in meiner „Mannschaft" Anekdoten zirkuliren. Ich nenne z. B. meine Pferde: Pferd Nr. 1, Pferd Nr. 2, Pferd Nr. 3. Ich bekomme Krämpfe, wenn ich einen Fingerhut oder eine irdene Pfeife sehe. Ich nenne die Soldaten: mein Sohn; ich nenne die Nase: die Kartoffel; ich nenne das Bein: den Spazierstock u. s. w. Ich trage den linken Schnurrbart absichtlich etwas kürzer als den rechten, bloß damit meine Soldaten davon sprechen können und meine Individualität populär wird. So treibe ich es, bis ich pensionirt werde und lasse mir dann von einer jungen Frau die gichterischen Beine reiben und mir kameradschaftliche Hörner aufsetzen. Liebe Leute, bedauert mich nicht, ich thue es schon selbst.

Art 21.

Der General. Ich bin ein mächtiger Mann im Staat,

d. h. ich kommandire 20,000 lebende Maſchinen, die nöthigenfalls vor mir zittern. Ich bin ein „ausgezeichneter General“, d. h. ich bin ein Profeſſor in der Wiſſenſchaft des Mordens. Es iſt fatal, ſich in etwas auszuzeichnen, das die Vernunft in Verruf thun und die Menſchlichkeit verfluchen wird; ich bin ſogar gewiß, daß einſt die Geſchichte nur diejenigen Feldherrn nicht verdammen wird, welche für Freiheit und Menſchenrecht gefochten haben; ich ſehe voraus, daß tauſend glänzende Siege, die man jetzt noch bewundert, einſt dem gelungenen Stiletſtoß des Banditen gleichgeſtellt werden. Aber was kann das alles helfen? Ich muß die ſo lang geſpielte Rolle bis ans Ende durchſpielen. Mich und meinen „Allergnädigſten“ „hält es noch aus“. Ich lebe gut, mache unter der Hand ein Geſchäft und genieße das Vertrauen meines „Allergnädigſten“. Die Soldaten bewundern mich, wenn ich reite, und die Zuſchauer und Zeitungen geben mich gleich meinem Allergnädigſten für „ritterlich“ aus, wenn ich einen rüſtigen Schritt affektire und recht lebhaft mit dem Federbuſch ſchaukele. Bei einer großen Parade ſehe ich hier und da ein Bajonet ſchief ſtehen oder einen Knopf fehlen, und das erringt mir den Ruf eines ſcharfblikkenden Feldherrn; ich ſpreche dann im Allgemeinen einige Worte der Anerkennung, weiſe zum Schluß mit weitblickender Bedenklichkeit, aber zugleich mit überlegener Ruhe auf patriotiſche Eventualitäten hin, rekommandire meinen „Allergnädigſten“, geberde mich ſehr geheimnißvoll und ſcheide als ein künftiger großer Mann, der eine Taſche voll Völkerſchickſale mit ſich führt, wie ein anderer eine Taſche voll Pfennige. Werd' ich die ganze Komödie endlich ſatt, ſo

ſuche ich Abwechſelung in einer diplomatiſchen Rolle, wozu ich immer noch Ausſicht habe, denn zum Volksverräther wird ſich Niemand beſſer qualifiziren, als ein Volksmörder.

Art. 22.

Der Allergnädigſte. Ich träumte, ich ſäße ohne Garde auf meinem Thron, und der Thron verwandelte ſich in einen —

Art. 23.

„Kameraden," nachdem wir über unſere Stellung und unſer Schickſal an's Nachdenken gekommen, iſt es uns wahrhaft unmenſchlich zu Muth geworden. Geben wir uns alſo fernere klare Rechenſchaft über das, was wir ſind und was wir ſollen, damit wir mit völligem Bewußtſein unſere Lage überſchauen und für die Zukunft unſere Grundſätze feſtſtellen können.

Würden wir noch länger dieſen verwünſchten Reck tragen und uns willenlos dem verhaßten Kommando unterwerfen, wenn man uns frei ſtellte, nach Hauſe zu gehen? Wahrlich nicht. Was bindet uns denn? Zunächſt iſt es die Furcht. Wüßten wir, daß die ganze ſtehende Bande ſich uns ſofort anſchlöſſe, wenn wir das Mordgewehr abwürfen, ſo würde es im Nu am Boden liegen. Aber das Bewußtſein oder die Furcht des Alleinſtehens iſt es, was unſern Reſpekt vor den unmenſchlichen Drohungen, die man Kriegsartikel nennt, noch aufrecht erhält. Dieſe Furcht aber muß ſich in dem Maße verlieren, wie ſich die Erkenntniß über die Unrechtmäßigkeit des Syſtems, welches ſie einflößt, unter den uniformirten Sklaven verbreitet.

Was uns ferner bindet, iſt der geleiſtete Eid.

Was ist ein Eid? Ein Eid ist ein unter feierlichen Förmlichkeiten gegebenes Versprechen. Wodurch erhält ein Versprechen seine Gültigkeit? Nur dadurch, daß es aus freien Stücken abgelegt wird. Der Versprechende übernimmt eine Leistung, er hat also vor dem Versprechen sich selbst wie die Leistung zu prüfen und nach dieser Prüfung muß er wissen, ob er sich binden könne oder nicht. Thue ich ihm dabei Zwang an, so greife ich in sein Recht ein und er hat meinen Zwang nicht mehr anzuerkennen, wenn er sich ihm entziehen kann. Wenn ein Bandit mich knebelt, mir den Dolch auf die Brust setzt und mir das Leben nur unter der Bedingung läßt, daß ich ihm verspreche, ihm mein Weib oder mein Vermögen auszuliefern, bin ich alsdann an mein Versprechen gebunden? Nie und nimmermehr! Warum nicht? Weil eine Form des Rechts niemals vom Unrecht mit Gültigkeit benutzt werden kann. Das Versprechen ist die Form des Rechts, der Zwang des Banditen ist das Unrecht. Man könnte sagen, ich hätte, wenn ich nach solchen Grundsätzen handeln wollte, dem Banditen das Versprechen nicht geben sollen, das einmal gegebene müsse auch gehalten werden. Wie? die Ehrlichkeit des einen Menschen soll dazu bestimmt sein können, sich mit Bewußtsein der Unehrlichkeit des Andern opfern zu müssen? Es käme also nur darauf an, sich eines ehrlichen Menschen zu bemächtigen, um ihn mit Recht in die Lage zu bringen, entweder sich durch seine Ehrlichkeit fangen zu lassen und sich der fremden Gewalt opfern zu müssen, oder den Schimpf der Unehrlichkeit zu tragen? Nein, so weit geht die Pflicht des rechtlichen Menschen nicht, daß er sich weniger Rechte zuerkennen müßte, als dem unrechtlichen.

Das gewählte Beispiel macht es Jedem klar, daß ein Versprechen keine Gültigkeit haben könne, wenn es abgezwungen worden, und daß, wenn man mir ein Versprechen abgezwungen, es in meinen freien Willen gegeben ist, ob ich es dem Zwangmenschen halten oder ihm zeigen will, daß er auf die Erfüllung desselben keinen rechtlichen Anspruch habe. Das Letztere zu thun, fordert weit eher die Pflicht, als das Erstere, denn je heiliger ein gültiges d. i. ein freiwilliges Versprechen ist und sein muß, um so mehr ist darauf zu halten, daß dieß Bindemittel des menschlichen Vertrauens nicht vom Unrecht usurpirt, gemißbraucht und entwerthet werde.

Das zweite Erforderniß eines gültigen Versprechens ist, daß der Versprechende übersehen könne, wozu er sich verbindet, damit er nicht in den Fall komme, sich entweder zu etwas nicht Beabsichtigtem, oder zu etwas Unmöglichem, oder zu etwas Unrechtem verpflichtet zu sehen. Wenn ich mich Jemanden in Dienst gebe, ihm das Versprechen ablege, ihm treu und willig zu dienen, und er verlangt dann von mir, ich solle ihn anbeten, oder ich solle Gold machen, oder ich solle seines Nachbars Haus in Brand stecken, bin ich dann verpflichtet, meinem Versprechen solche Ausdehnung zu geben? Nie und nimmer! Ich werfe vielmehr dem nichtswürdigen Dienstherrn das Versprechen in's Gesicht und gehe meine Wege.

Also erstens freier Wille des Versprechenden, zweitens vorherige Festsetzung und Rechtmäßigkeit des Versprochenen sind unerläßliche Bedingungen der Gültigkeit eines Versprechens, mithin auch eines Eides.

Prüfen wir nun, meine „Kameraden," wie es mit un-

ſerm Eid beſchaffen iſt. Hat man uns gefragt, ob wir ihn leiſten wollten? Nein, man hat uns dazu gezwungen, uns gar keine andere Wahl gelaſſen. Man würde uns eingekerkert, vielleicht erſchoſſen haben, wenn wir uns geweigert hätten, zu verſprechen, daß wir uns nöthigenfalls würden auf höhern Befehl erſchießen laſſen. Man hat uns alſo gezwungen, einem Andern unſre Freiheit und unſer Leben durch einen Eid zur Verfügung zu ſtellen, und zwar einem Andern, der oft genug gezeigt hat, daß er für ſich die Heiligkeit des Verſprechens nicht anerkennt. Kann das ein Recht, kann mein Eid gültig ſein?

Wie ſteht es nun aber mit den Leiſtungen, die man uns durch den Eid hat auferlegen wollen? Wir haben ſchwören müſſen auf „König (Kaiſer) und Vaterland". Warum hat man die beiden getrennt? Wollen ſie etwas Verſchiedenes? Iſt es mit dem Vaterland nicht genug? Muß nicht auch der König im Vaterland aufgehen wie jeder Andre? Soll etwa das Umgekehrte der Fall ſein? Soll man etwa dem König Dienſte leiſten müſſen, welche nicht Dienſte des Vaterlands ſind? Warum will man in gewiſſen Ländern die Truppen nicht auf die Verfaſſung ſchwören laſſen, während ein neuer Regent nichts Eiligeres zu thun hat, als ſie ſeiner Perſon ſchwören zu laſſen? Da haben wir's. Vernünftiger und rechtlicher Weiſe kann das Volk, welches das Vaterland bildet, keinem Andern dienen, als ſich ſelbſt, mithin können wir, die Söhne des Volks, keinem Andern verpflichtet werden, als dem Volk! Hat aber das Volk uns verpflichtet? Haben etwa die Beauftragten des Volks uns den Eid abgenommen? Nein! Wir würden alſo, wenn der Eid uns willenlos bindet,

durch denſelben auch verpflichtet ſein können, gegen das Volk, gegen uns ſelbſt aufzutreten. Kann das jemals unſre Pflicht ſein? Haben wir bei dem Eid im Auge gehabt, daß wir uns verpflichteten, möglichen Falls unſre Mitbürger und Brüder zu erſchießen? Haben wir dabei im Auge gehabt, daß wir uns verpflichteten, möglichen Falls das Recht unter die Füße treten, die Freiheit in Feſſeln legen und fremde Völker wie unſer eignes knechten zu helfen? Nie und nimmermehr!

Wie ſteht es alſo mit unſerm Eid? Man hat uns erſtens zur Leiſtung desſelben gezwungen und zweitens uns die Verpflichtungen nicht auseinandergeſetzt, welche man uns dadurch auferlegen wollte. Daraus folgt ohne Widerrede, daß es erſtens in unſer Belieben geſtellt ſein muß, ob wir uns für gebunden halten oder nicht, und daß es zweitens unſerm eignen Rechtsgefühl überlaſſen bleiben muß, wozu es ſich für verpflichtet halte.

Aber, fragt ihr, wie wird es denn möglich ſein, eine Landesvertheidigung einzurichten? Wenn nur diejenigen gebunden ſein ſollen, die ſich freiwillig binden, wie wird es dann gehen, wenn Niemand ſich freiwillig binden will?

Ich antworte euch dieß. Wenn Straßenräuber euch anfallen, werdet ihr euch ſelbſt erſt einen Eid ablegen, ehe ihr euch vertheidigt? Ihr werdet euch vertheidigen, ohne es euch verſprochen zu haben. Nun frage ich ferner, warum ein Volk, dieß millionenköpfige Ich, ſich nicht eben ſowohl ohne Selbſteid vertheidigen ſollte, als das einköpfige Ich? Es wird ſich vertheidigen, weil ſein Intereſſe es gebietet. Muß ich die Vertheidigung erſt angeloben, ſo vertheidige ich nicht mich ſelbſt, ſondern einen Andern. Ich leiſte keinen

Eid, daß ich eſſen und trinken werde; wie ſoll ich dazu kommen, einen Eid zu leiſten, daß ich meine Sicherheit und mein Recht vertheidigen werde? Ein Volk leiſtet keinen Eid, daß es glücklich und gebildet ſein wolle; wie ſoll es dazu kommen, einen Eid zu leiſten, daß es ſeine Freiheit und ſein Glück vertheidigen wolle? Aber ein freies Volk iſt nöthig, um eine freie Vertheidigung möglich zu machen. In ihm wird die Vertheidigung ſich auch ohne Eid ganz von ſelbſt ergeben und jeder wird an der Vertheidigung Antheil nehmen, weil in einem freien Lande jeder Bürger fühlt, daß er ein Theil des angegriffenen Volks, daß er in ihm perſönlich mit angegriffen iſt und in ihm ein Gut zu verlieren hat, wovon rechtloſe „Unterthanen" keine Vorſtellung haben.

Ich will alſo gar keinen Eid auf die Landesvertheidigung; ein ſolcher Eid iſt eine Herabwürdigung wie er ein Unſinn iſt für einen freien Menſchen. Aber mit dieſem Eid wird die Pflicht, ſich auf die Landesvertheidigung vorzubereiten und dem Ruf zur Einſtellung nachzukommen, nicht mit ausgeſchloſſen. Dem Ruf auf den Poſten muß jeder Theil des Volkes Folge leiſten, ſobald das Organ des Volkes, die Volksregierung, ihn erſchallen läßt; aber die Pflicht, den Poſten würdig auszufüllen, trägt jeder freie Mann in ſich, und ſie ihm durch einen Eid auflegen, heißt ſo viel, als ihm etwa die Sorge für ſeine Geſundheit und die Liebe zu den Seinigen durch einen Eid auflegen.

Wenn trotz dem in einzelnen freien Ländern die Soldaten der Regierung noch einen Eid ſchwören müſſen, ſo iſt dieß entweder eine bloß übernommene Gewohnheit, oder die Regierung fühlt, daß ſie mit dem Volk noch nicht völlig Eins iſt.

Art. 24.

Wir wiſſen alſo jetzt, wie es mit dem von uns geleiſteten Eid beſtellt iſt. Wir wiſſen aber auch, daß wir noch keine freie Menſchen und daß es nicht bloß ausgemachte, rein aus dem Rechtsboden herausgewachſene „Pflichten“ ſind, welche an uns Anſpruch machen. Vielmehr machen die beſtehenden Verhältniſſe Anſprüche an uns, welchen die von unſerm Rechtsgefühl gemachten geradezu widerſtreiten. In dieſem Widerſtreit vermeintlicher und wirklicher, befohlener und freier Pflichten, iſt uns ein Angelöbniß allerdings nicht überflüſſig, und dieß freie Gelöbniß, welches durch kein erzwungenes beeinträchtigt werden kann und ſoll, legen wir hiermit vor dem Altar des Menſchenrechts ab:

Art. 25.

Das Leben iſt das erſte Gut und eigenſte Eigenthum des Menſchen. Ueber dieß Gut und Eigenthum kann nur er allein verfügen. Wer einen Werth auf ſich ſelbſt legt, verfügt nicht über ſein Leben für unwichtige oder unrechte Dinge. Wir legen Werth auf uns ſelbſt und ſtellen unſer Leben weder einer despotiſchen Laune, noch einer ungerechten Sache zu Verfügung. Das ſchwören wir!

Art. 26.

Unſer Leben ſetzen wir nur für uns ſelbſt und unſer Volk auf das Spiel. Wir betrachten uns nur als im Dienſt unſers Volks ſtehend, mag es auch eine volksfeindliche Gewalt ſein, welche uns die Uniform angezogen hat. In jenem Dienſt vertheidigen wir Freiheit und Recht, wenn wir auch nicht darauf vereidet ſind, und verfechten keine Knechtung und kein Unrecht, ſollten wir auch, zwangsweiſe, darauf vereidet ſein. Das ſchwören wir!

Art. 13.

Wenn die Gewalt dem Volk das Recht vorenthält, seine Wünsche verachtet, seine Forderungen zurückstößt, dasselbe nach Erschöpfung aller „gesetzlichen" Mittel zur Verzweiflung, zur Selbsthülfe treibt und uns dann befiehlt, das Volk niederzuschlagen, so reichen wir dem Volk die Hand und helfen es von seinen Drängern befreien. Wo uns befohlen wird, auf das Volk zu feuern, da fragen wir uns zuerst, ob das Volk Recht habe, und hat das Volk Recht, so feuern wir nicht, denn wir morden kein Recht. Wo aber hat ein Volk Unrecht in einer Sache, für die es freiwillig sein Blut einsetzt? — Nie gegen das Volk! Das schwören wir!

Art. 28.

Wenn ein fremdes Volk seine Ketten bricht, oder seinen Haushalt auf eine selbstständige Weise schlichtet, welche unsern Despoten nicht genehm ist, und diese Despoten gebieten uns, das fremde Volk zu bekriegen, uns in seine Rechte zu mischen und seine Freiheit zu unterdrücken, so weigern wir uns und verspritzen fremdes wie eignes Blut nicht auf bloßes Geheiß, denn wir wollen keine Freiheitshenker sein. Das schwören wir!

Art. 29.

Wenn unsern Despoten einfällt, einen Krieg in persönlichem Interesse, z. B. einen Kabinets- oder Eroberungskrieg zu beginnen, so stellen wir unser Blut nicht zur Verfügung, denn wir nehmen nur Theil an einem Volkskrieg. Das schwören wir!

Art. 30.

Wenn man uns über die Art eines solchen Kriegs etwa

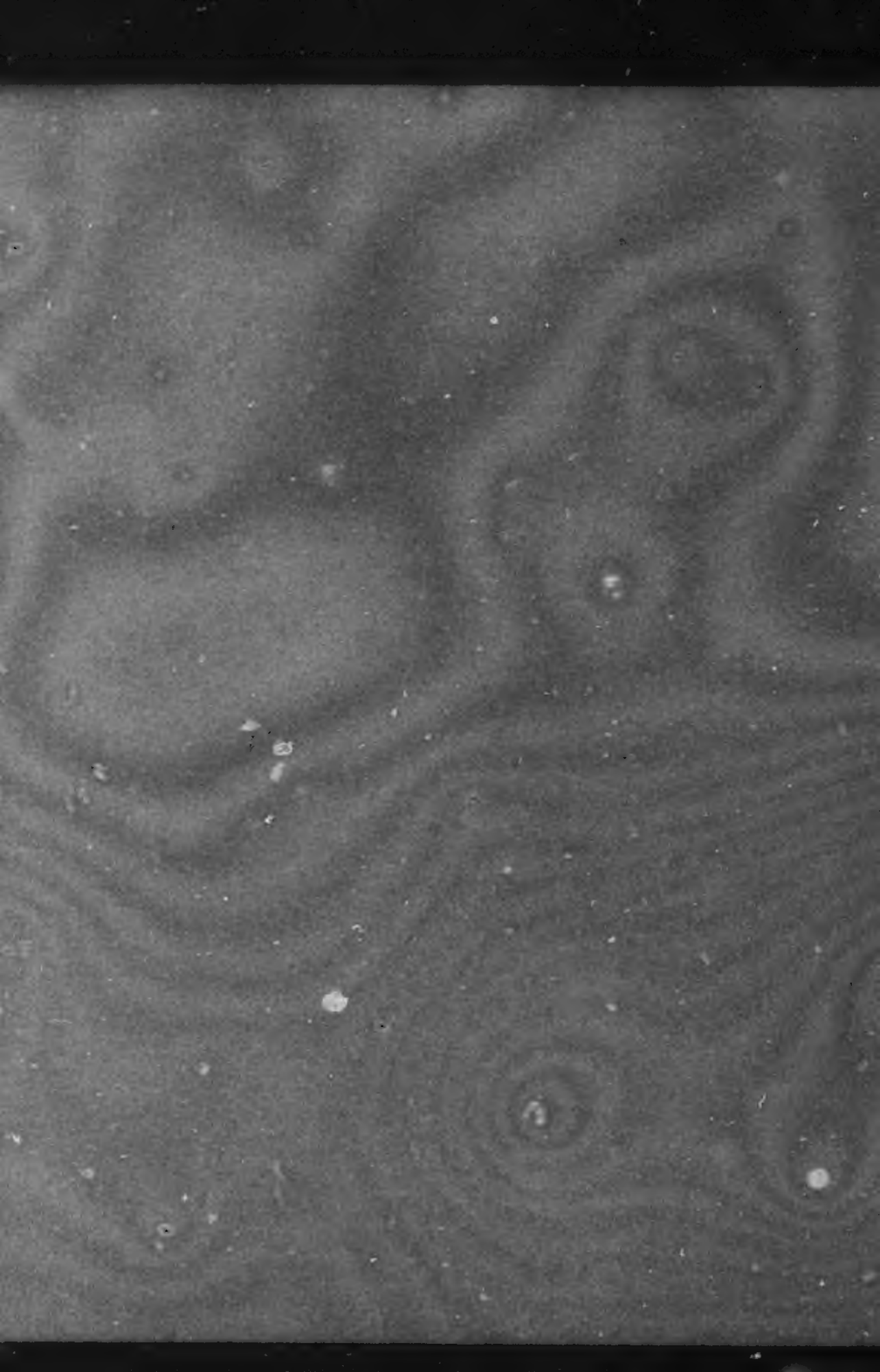
täuſchen und z. B. ihm durch Einmiſchung der Religion einen Charakter der Volksthümlichkeit zu geben ſuchen ſollte, ſo werden wir nicht die Flinten entſcheiden laſſen, wo nur der Geiſt kämpfen ſoll, und nicht Mörder ſein, wo man von Lehren der Menſchenliebe redet. Wir verſpritzen unſer Blut weder für Pfoffen, noch für Despoten, noch für beide zuſammen. Wir wollen ſo wenig Mörder ſein als Sklaven. Wir wollen nichts Anderes ſein, als Vertheidiger und Beſchützer, Vertheidiger des Volks und Beſchützer der Freiheit. Das ſchwören wir!

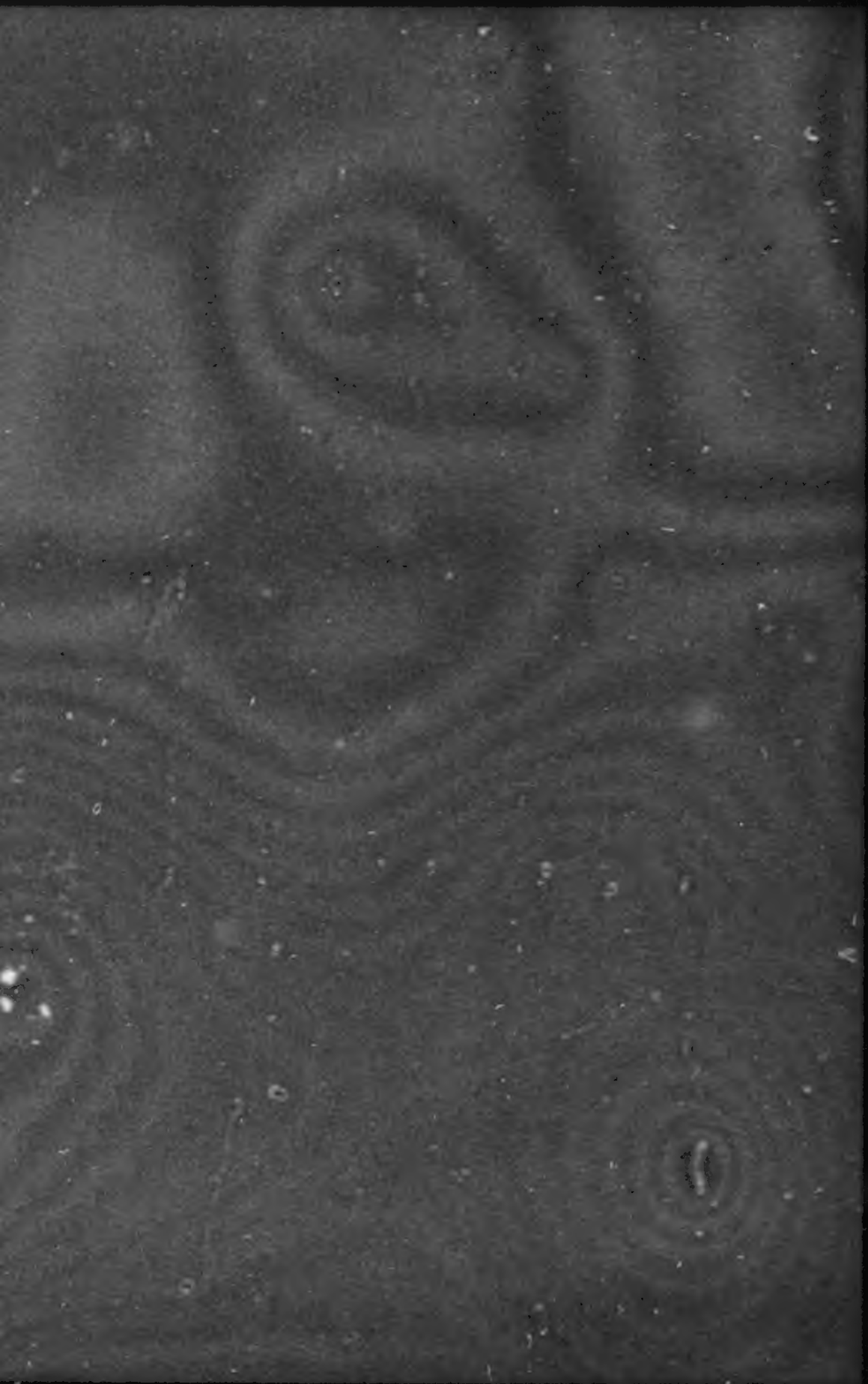
Nie gegen das Volk! Das ſei unſre Loſung.

Nur für Freiheit und Recht! Das ſei unſer Feldgeſchrei.

Wohlan, „Kameraden," halten wir dieſe Loſung und dieſes Feldgeſchrei feſt im Gedächtniß, und ſollten je wieder die Trommeln raſſeln und die Hähne knacken, ſo ſoll das Volk darüber kein Wehegeſchrei, ſondern den Jubelruf der Freiheit erheben.

Despoten und Despotenknechte! Das ſchwören wir!





teutſ

Verlag

# Eine Mahnung

an die

# ſchen Liberalen.

---

Von

K. Heinzen.

Herisau.
des literariſchen Inſtituts
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## Räthsel, keine Motto's.

— Er war allmächtig,
Und war so schlecht!

---

— Er ist ein Satan,
Die Maske fiel.

---

— Geuß ihm den Becher,
Megära, voll!

---

— Ihr wißt, Tyrannen
Sind vogelfrei!

Aus Platen's „Polenliedern".

# Vorwort.

Dieß Schriftchen ist die zweite Auflage von „Weniger als zwanzig Bogen". Die erste Auflage, auf meine Kosten gedruckt, konnte wegen Mangels an Mitteln nur eine geringe, bei Weitem nicht hinreichende sein. Es hat sich unterdessen Gelegenheit zur Veranstaltung einer zweiten Auflage gefunden, wodurch eine größere Verbreitung gesichert ist. Es versteht sich von selbst, daß von diesem zufälligen Umstand nicht etwa geschlossen werden darf, die Unterstützung meines Planes sei überflüssig geworden. Teutschland kann im Allgemeinen, seitdem durch die preußischen Mittel des Verlagsverbots und der von Berlin aus auf den ganzen Zollverein übergegangenen Zollpolizei alle Verleger des In- und Auslands, die ein Vermögen zu verlieren haben, zum Zit-

tern gebracht sind, die bisherigen Ressourcen für den freien Geist seiner Schriftsteller als vernichtet ansehen. Ich und Andere haben diese Ressourcen hinlänglich auf die Probe gestellt und wir erklären auf das Bestimmteste: sie sind vernichtet. Einzelne, isolirt bleibende Erscheinungen stoßen diese Behauptung nicht um. Der Despotismus des Romantikers in Berlin und seiner Gehülfen hat für den Augenblick seinen Zweck erreicht, man muß es ihm zugestehen. Mache man sich daher keine Illusionen mehr und entscheide sich kurzweg, ob man jenen Finsterlingen den Triumph lassen wolle, die freie Geltendmachung unserer Rechte nach allen Seiten hin vernichtet zu haben, oder ob man gesonnen sei, sie mit geringen Mitteln wiederherzustellen und zu sichern. Eine andere Wahl gibt es nicht.

Ich für meine Person bin bei meiner nichtswürdigen Mittellosigkeit schwerlich noch im Stande, das Resultat meiner Vorschläge abzuwarten, dasselbe müßte denn in nächster Zukunft ein so günstiges sein, daß meine Existenz einstweilen wieder

gesichert wäre. Ich werde, sobald ich kann, mich nach Amerika wenden müssen, und dort unsere ausgewanderten Landsleute ebenfalls für das Unternehmen zu interessiren suchen. Muß und wird vielleicht das vaterländische Teutschland durch das ausgewanderte beschämt werden, so wißt ihr, wer die Schuld trägt. Finde ich etwa auch dort keine Unterstützung, so habe ich wenigstens das Meinige gethan und brauche mir keine Vorwürfe zu machen, wenn ich verstummen muß. Gelingt aber mein Plan dort und hier, so braucht uns wegen der preußischen Geistespolizei vollens nicht mehr bange zu sein. Einstweilen muß man das Beste hoffen. Sammelt fort und fort Gelder und laßt sie mir schleunigst zukommen, mag ich hier oder in New-York sein. Stiftet eine Rente gegen die Despoten und stellt eure Sammlungen nicht eher ein, als bis ihr vollständige Preßfreiheit habt. Es wäre wahrlich zum Verzweifeln, wenn die Ueberzeugung, daß um den Preis von ein Paartausend Thalern jährlich den Unterdrückern eines halben Welttheils die vernichtende Wahrheit

unabwendbar in's Geſicht geſchleudert werden kann, mit der Erfahrung zuſammentreffen müßte, daß dieſe Paartauſend Thaler nicht zuſammenzubringen ſeien, daß ſie es nicht ſeien im Angeſicht der Thatſache, daß auch jeſuitiſche wie despotiſche Beſtrebungen, kurz auf jede ſchlechte Sache die großartigſte Unterſtützung von allen Seiten herabregnet. Sollten die teutſchen Liberalen wirklich für Unternehmungen zur Sicherung ihrer freien Sprache keine Sparpfennige übrig haben, ſo wäre ihnen in der That nichts Anderes zu wünſchen, als daß der Druck ihrer Sklaverei ſo groß würde wie die Verachtung, die ihnen jeder Ehrenmann zuwenden müßte.

Zürich, Ende Juli 1846.

K. H.

## I. Teutsches Recht.

Was es in Teutschland noch an sogenannten Rechten gibt, das geht sofort verloren bei dem Versuch, Gebrauch davon zu machen. Der Verlust der „Rechte" ist in Teutschland die feststehende Strafe für die Benutzung derselben. Die perfide gouvernementale Intention, welche man bei der Einräumung eines „Rechtes" im Auge gehabt hat oder hätte haben können, diese allein, nicht aber der Inhalt und Begriff des Rechtes selbst, darf dem Volke bei Benutzung desselben zur Richtschnur dienen. Das Volk soll aus den „Rechten", wenn dieselben auch mit noch so viel polizeilicher Spärlichkeit und vorausberechnender Beschränkung abgemessen sind, niemals Ernst machen; es soll sie höchstens als ein die große Liberalität des gouvernementalen Machiavellismus hervorhebendes Geschenk anerkennen, nicht aber als ein den Machiavellismus in Verlegenheit setzendes Eigenthum zur Anwendung bringen. Es soll den „organischen Zusammenhang" des Systems von Unrecht, welches ihm wie ein Netz über den Kopf gezogen ist, nicht durch Verwirklichung der einzelnen „Rechte" stören wollen, welche dem Netz hier und da als täuschende Maschen eingefügt sind. Kurz, es soll seine „Rechte" in Worten als

eine beglückende Wahrheit preisen, in der Praxis aber als eine infame Lüge kennen lernen und mit dieser Lüge sich begnügen. Es soll gleichsam die Quittung schreiben über das empfangene Recht, aber das Empfangene — hübsch in den Händen des Gebers lassen. Das ist der Charakter der teutschen, namentlich aber der preußischen „Rechte“; denn wo es gilt, die Kunst der politischen Lüge und Korruption auszuüben oder zu erweitern, da ist der Berliner Machiavellismus immer voran. Man sollte das Wort Berolinismus zur Bezeichnung der äußersten Ausbildung des modernen Machiavellismus in Umlauf bringen.

Soll ich zu diesen Bemerkungen die Belege durch Beispiele liefern? Ihr habt sie ja täglich zu Dutzenden vor Augen. Denkt nur an euer „Recht“, zu — petitioniren, euer „Recht“, euch zu versammeln, euer „Recht“, zu lehren, euer „Recht“, zu schreiben, euer „Recht“ der Gemeindevertretung, euer „Recht“ der Glaubensfreiheit, kurz, durchlauft die ganze lange Reihe eurer großen Rechte, und ihr findet auch nicht das kleinste, das nicht durch besondere Klauseln entweder von vornherein oder durch polizeiliche Gewaltthat hinterher zur Lüge gemacht wäre. Alles Lüge, Heuchelei und Gewaltthat, wohin ihr nur blicken und euch wenden mögt!

In keinem Gebiet aber hat die gewaltthätige Berliner Lügenpolitik es weiter gebracht, als im Gebiet der Presse. Sie hat es darin so weit ge-

bracht, daß sie sogar die Oppositionspresse zur Regierungspresse zu erziehen verstanden. Blickt nur in eure sogenannten freisinnigen Journale, und seht zu, ob sie nicht unter dem Schein, Opposition zu treiben, durch und durch loyal sind und gefügig dem System dienen, gegen welches sie opponiren wollen. Sie sind schon so gewöhnt, daß sie erschreckt „ihre eigenen Worte fressen", wenn man ihnen das Vergnügen gewährt hat, ihr Herz durch ein Paar unschuldige liberale Phrasen erleichtern zu dürfen. Der loyale Hundeschwanz wedelt in den widerlichsten Krümmungen aus allen Zeilen hervor, und es gibt in Preußen auch nicht eine einzige Zeitung, die es wagte, sechs Wochen lang dem unter die Verachtung aller ehrbaren Leute herabgesunkenen Berliner Czar das Prädikat des „Hochherzigen" und „Geistvollen" zu entziehen; ja, es gibt nicht eine einzige Zeitung in Preußen, die nicht des Verlustes ihrer Konzession gewiß zu sein glaubte, wenn sie acht Tage lang am Eingang nur die Anzeige unterließe, wie viel rothe Adlerorden der freigebige Gnadenspender auszutheilen oder wie viel Geheimräthe er zu machen geruht habe. So hat man die Gesinnung verknechtet, so das Gewissen der Furcht geschärft, daß selbst der Geist der Oppositionspresse keinen andern Gedanken mehr hat, als zitternd die Intentionen der Gewalt zu betasten, wie die Fühlhörner eines Insekts in ängstlicher Aktivität selbst beim Fressen nur der Nähe des Feindes gewärtig sind.

Wie hat sich diese Presse wieder benommen, als es galt, das nie untergehende Recht der unglücklichen Polen, ihre Verräther und Henker auf jede ihnen anstehende Weise sich vom Halse zu schaffen, unter Schmeicheleien und Kriechereien gegen die Gewalt zu begraben! Hättet ihr geschwiegen, wie der Tod, ihr hättet eine beredte Sprache für die Sache des Rechts geführt; aber daß ihr mit den Verräthern und Henkern gemeinsame Sache gemacht, indem ihr es ihnen noch zum Verdienst anrechnetet, wenn sie nicht immer auf russische Manier ihr Handwerk trieben, das war eine neue Brandmark, die ihr zu den vielen andern eurer „liberalen" Gesinnung aufgedrückt habt.

Doch es sollte von den preußischen Mitteln die Rede sein, die „Rechte", namentlich im Gebiet der Presse, zur Lüge zu machen. Soll ich noch von dem feigen Kunststück reden, zensirte Zeitungen zu unterdrücken oder Kastraten zu morden, um sie am Kinderzeugen zu hindern? Soll ich von den Machinationen beim Konzessionswesen reden, von den geheimen Zensurinstruktionen und ähnlichen lichtscheuen Mitteln der gouvernementalen Geisterbannerei? Soll ich die großartige Lüge besprechen, die Zensur in Rechtsformen zu bringen und unter den Schutz eines Oberzensurgerichts zu stellen? Wo hat man jemals von einem Gericht gehört, das über die Rechtmäßigkeit des Mordens entscheidet, und zwar ohne

Strafe für den Mörder in dem Fall, wo dem Kläger Recht gegen ihn gegeben wird? Diese Erfindung allein ist hinreichend, dem Lügengenie des Berliner Schönredners die Unsterblichkeit zu sichern. Es ist auffallend, daß sie nicht auch in Oesterreich, Baiern, Hannover und ähnlichen Ländern des Fortschritts Eingang gefunden. Vielleicht hat der Erfinder ein Patent darauf genommen, um sein Verdienst im Lande zu behalten.

Das Haupt-„Recht" der teutschen Presse ist das der Zwanzigbogenfreiheit. In Preußen hat sich bei der Vernichtung dieses „Rechtes" die Feinheit überschlagen und ist zur tapfersten Plumpheit geworden. Zwanzig Bogen sind frei, heißt es; aber ehe sie ausgegeben werden, müßt ihr sie zensiren und eventualiter einstampfen, ja auch außerdem noch, ohne die Schrift herausgeben zu können, wegen der nicht herausgegebenen möglicher Weise vor Gericht stellen lassen (Prokurator Leue)! Man muß sich bewußt sein, das Rechtsgefühl des Volkes schon bis zur Versteinerung abgehärtet zu haben, wenn man ihm solche wahrhaft unerhörte Schamlosigkeiten zu bieten wagt.

Doch damit hat man noch nicht genug. Der in die Enge getriebene Geist der Schriftsteller hatte eingesehen, daß ihm die Zwanzigbogenfreiheit einiger Bundesstaaten eine Rettung aus den Klauen der Zensur darbot. Vernünftiger und rechtlicher Weise durfte er wenigstens dort sich ungehindert aussprechen, sofern er nicht mit einem

Strafgesetz zusammenstieß; nur die bestehenden Strafgesetze konnten und durften für Buchhändler wie für Schriftsteller die Schranke der Bewegung bilden. Man fand aber, daß sich auch in Zwanzigbogenschriften, gegen die ursprüngliche Berechnung, der freie Geist unter das Volk bringen lasse, und da es nur darum zu thun war, den freien Geist à tout prix niederzuhalten, so mußte auch gegen die Zwanzigbogenfreiheit der Bundesstaaten, der lieben Einheit zum Trotz, eine neue Zollschranke erfunden werden. Also auch hier hat wieder der Berliner Despotismus die Ehre der Erfindung eines Mittels, auf welches nur eine so ehrlose und infame Politik verfallen konnte, nämlich des Verlagsverbots. Also auch diejenigen haben sich verrechnet, welche etwa glaubten, die gouvernementale Wortbrüchigkeit werde wenigstens mit ihren Abfindungsmitteln nicht schamlos verfahren. Ihr Thoren, könnt ihr glauben, der Henker werde seinem Opfer das Leben schenken, wenn er sieht, daß sein Beil ihm den Hals nur zur Hälfte abgeschnitten? Herunter muß der Hals; denn nicht auf das Lähmen, auf das Morden war es abgesehen!

## 2. Politische Hungerkuren.

Das besprochene Mittel des Verlagverbots gehört in die Kategorie der politischen Hungerkuren, die namentlich in der Berliner Politik eine so be-

deutende Rolle spielen. Das Mittel scheint mir rein amtlichen Ursprungs zu sein, und man ist wahrscheinlich durch das zahllose Bedientenheer darauf verfallen, welches die Gewalt in Preußen füttert, und, wo es nicht pariren will, durch Entziehung des Amtes oder durch Hemmung der Karriere zum Hungern bringt. Die verwöhnte Anmaßung, welche solchergestalt mit Hülfe der amtlichen Abhängigkeit ihre Absichten durchsetzt, hat nur einen einzigen Schritt zu thun, um auch die nichtamtlichen Sterblichen unter ihren Gesichtspunkt zu bringen und auch gegen sie die Hungertaktik in's Werk zu richten. Das Mittel ist ganz praktisch. Der Mensch will essen; er muß sogar essen, wie die Physiologen behaupten; und wenn er an das Satt- und Gutessen gewöhnt war, so wird es ihm schwer, sich mit Geringerem zu begnügen. Das weiß man in Berlin auf ein Haar; denn man hat dort den Magen noch gründlicher studirt, als das Recht. Hat man es nun fertig gebracht, durch Gewalt, Polizei und sogenannte Gesetze über den Brodkorb disponiren, das Brod nicht bloß geben, sondern auch nehmen zu können, so ist man nicht bloß Herr über den Magen, sondern auch über die Geister, die ohne dessen Hülfe nun einmal nicht existiren können. Der Kalkul ist so einfach, wie er praktisch ist. Erfände Einer die Kunst, ohne Befriedigung des Magens Schriftsteller, Zeitungsredakteur, Buchhändler u. s. w. zu sein, er wäre der furchtbarste Mensch,

den die Berliner Politik sich nur träumen könnte. Der Mann könnte frei sein, denn — er hätte keinen Magen; er könnte edel sein, denn — er hätte keinen Magen; er könnte human sein, denn — er hätte keinen Magen; er wäre vor der Korruption gesichert, denn — er hätte keinen Magen; er könnte den Lockungen des Geldes widerstehen, denn — er hätte keinen Magen; er könnte charakterfest sein, denn — er hätte keinen Magen; kurz, er könnte ein Mann und ein Mensch sein, denn — er hätte keinen Magen! Ein schrecklicher Mensch, solch ein magenloser Oppositionsmann! Es bliebe, um ihn zu zähmen, nichts übrig, als das Kopfabschneiden, und das scheint man wenigstens in politischen Dingen sehr zu scheuen — wegen der vorauszusehenden Revanche.

O Magen, gibt es denn gar kein Mittel, deine Funktionen nur auf vier Wochen zu suspendiren? Verrätherisches Eingeweide, gieriger Schlauch, feiler Bundesgenosse des Despotismus, stupider Erhalter des Hauses „Friedrich Wilhelm IV. und Komp.", ist denn keine Hoffnung vorhanden, dich je zu veredeln und deine Leere mit andern Substanzen zu füllen, als mit Speise und Trank? Uebermüthig, wenn du voll, demüthig, wenn du leer bist, zeigst du nicht einmal Verwandtschaft mit deinen Schützlingen, deren Hochmuth mit ihrer Leere wächst, und doch willst du ihnen nicht untreu werden? Niedriger Egoist, der aus Interesse für seine Tyrannen sorgt und ohne alle Sym-

pathie für seine Brüder ist, siehst du nicht ein, daß alle Magen sich würden füllen können, wenn einzelne sich kurze Zeit der Leerheit befleißigten? Doch, wozu verschwend' ich meine Worte! Du wirst bleiben, was du bist, ein feiger, unverbesserlicher Volksverräther, und nur dem Millionen vergeudenden Despotismus wirst du treu bleiben. Du Loyalster der Loyalen wirst nach wie vor deine preußische Gesinnung bewähren, so lang das preußische Volk noch Steuern genug bezahlt; und nur der erste der Demagogen, der Staatsbanquerott, kann dich liberal machen. So friß denn, gieriges Ungethüm, bis du dich gefüllt hast bis an den Schlund! Gelingt es nicht, dich enthaltsam zu machen, so gelingt es vielleicht, dich zu verderben und den Staat durch den verdorbenen Magen zu kuriren.

Doch vergessen wir unser Thema, die Hungerkuren nicht! Die Rache der gehetzten Gewalt begnügt sich in Berlin nicht damit, sich gegen die Köpfe zu wenden, sie versteigt sich hinab bis in die Eingeweide ihrer Gegner; es reicht ihr nicht hin, das einzelne mißliebige Buch zu unterdrücken, denn das bringt dem Verleger nicht in den Magen, sondern sie greift der physiologischen Wirkung wegen von dem einzelnen Produkt gleich auf die ganze Produktion über; auch beschränkt sie ihre Rache nicht etwa auf die absteigende Linie, wie jene Barbaren, welche die Sünden der Eltern im Voraus an Kindern und Kindeskindern bestrafen,

sondern sie wendet sich zugleich gegen die aufsteigende Linie bis zum Adam des Verlagsgeschäfts hinauf, und sollte er auch niemals vom verbotenen Apfel der Freiheit gekostet und nicht den geringsten Keim einer Erbsünde gelegt haben. Hat Einer im Jahr 1845 freisinnige Gedichte drucken lassen, so muß dafür auch das Gebetbuch herhalten, das er vielleicht vor zehn Jahren als frommer Mann in die Welt geschickt hat; ist er im Jahr 1846 durch Politik mißliebig geworden, so muß dafür auch die Botanik, Mineralogie u. s. w. aus der Welt geschafft werden, für die er sich vielleicht vor zwanzig Jahren interessirte. Der Fröbel'schen Buchhandlung, gegen welche der Berliner Despotismus die Büttel sämmtlicher Hundesstaaten auf die Beine gebracht, hat die preußische Polizei auf Kabinetsordre sogar chemische Schriften per Post zurückgesandt, die sie banditenmäßig aus den Buchläden geraubt hatte, um den Beweis zu liefern, daß sie mit der Hungerpolitik Ernst machen wolle. So rächt sich „Olim der Große"! *) Das Verbot des Campe'-

*) Erst läßt der gekrönte Jesuit durch seine Kreaturen zu Frankfurt eine Bundesmaßregel gegen Fröbel und Komp. einleiten, und dann knüpft er an diese Maßregel seine Kabinetsordre, um seine persönliche Rache unter der Maske einer Pflichterfüllung gegen den Bund zu verbergen! Eine bessere Vermittlungsanstalt für die Berliner und Wiener Despotenwirth-

schen Verlags ist noch in gutem Andenken. Neuere Beispiele werden vielleicht bei anderer Gelegenheit zur Sprache kommen. (Das Oberzensurgericht beginnt schon seine hegemonische Anmaßung über den ganzen teutschen Buchhandel hin fühlbar zu machen.) Ueberall ist es der Magen, dessen Vermittlung man in Anspruch nimmt. Geist haben die hirnlosen Feiglinge dem Geist nicht entgegenzusetzen; deshalb bekämpfen sie den Geist mit dem Magen. Sie stammen von Gottes Gnaden und — liefern die Beweise ihrer gottgesegneten Macht, indem sie ehrlichen Leuten durch die Polizei hyänenartig das Brod vom Tisch reißen lassen; sie nennen sich die auserwählten Hüter der Gerechtigkeit und — wüthen gegen Blumen und Gräser, weil in deren Umgebung ein Dorn sie in das faule Fleisch gestochen hat; sie gebieten über Hunderttausende von Bajonetten und — werden zu Helden an Büchern über Chemie und Nomenklaturen der Botanik. Ihr erhabenen Jammergestalten, ihr zitternden Herrgötter! Gibt es in dem ganzen zahllosen Heer der erniedrigten Wesen ein einziges, das verächtlicher wäre, als ihr in eurer Herrlichkeit und Macht? Wahrlich, könnten die Bäume Scham empfinden, wie die Menschen, kein einziger würde sich gutwillig hergeben, euch zu tragen, wenn man sich einst die Mühe nehmen

---

schaft, als dieser teutsche Bundestag, konnte gar nicht gefunden werden. Wenn doch erst Rußland dazu gehörte.

sollte, euch aufzuknüpfen; und doch gibt es noch Menschen, die sich nicht schämen, sich für euch todtschießen zu lassen? Unter den tausend Unbegreiflichkeiten, die es für euch gibt, ist euch diese sicher die größte. Ja, und uns ist sie es auch!

Oesterreich und Preußen rivalisiren bekanntlich in zwei Dingen, nämlich erstens in dem Streben nach der Verschlingung des übrigen Teutschlands, und zweitens in der Erfindung von Mitteln zur Bekämpfung des freien Menschengeistes. Man hat behaupten wollen, daß in Bezug auf letztern Punkt Oesterreich Preußen den Rang abgelaufen habe. Ich bin es aber meiner angestammten Regierung schuldig, zu erklären, daß dem Berliner Kabinet in einen wie im andern Punkt der Vorrang gebühre. Zeugt dafür nicht selbst wieder die eben besprochene Erfindung, welche Oesterreich von Preußen hat übernehmen müssen? Oesterreich hat sie nur, wie sein Benehmen gegen O. Wigand und Reclam jun. zeigt, mit der Zugabe einer größeren Brutalität bereichert, sowie es denn überhaupt der hergebrachte Pfiff der Metternich'schen Politik ist, da, wo sie öffentliches Auftreten gegen Schwache für dienlich hält (man erinnere sich an seine Noten gegen die Schweiz), sich durch outrirte Frechheit und Flegelhaftigkeit den Anschein des Rechtsbewußtseins und Kraftgefühls zu geben, während man in Berlin die despotischen Maßregeln möglichst mit dem Schleier einer beschönigenden Heuchelei einzuhüllen pflegt, oder sie ganz im Stillen

zur Ausführung bringen läßt. Die Wiener Politik besitzt jene katholische Stirne, welche sich nicht scheut, gegen die ganze öffentliche Meinung anzurennen; die Berliner ist häufig protestantisch verschämt, aber sie schämt sich nur aus Spekulation, nicht aus Reue über eine schlechte That. Den Muth der Schlechtigkeit besitzt sie im höchsten Grade, aber nicht den Muth, auf den guten Schein zu verzichten; denn indem sie schlecht ist, ist sie zugleich kokett und will mit dem Erfolg der heimlichen Sünde auch noch den Erfolg der öffentlichen Tugend verbinden. In Wien dekretirt man frischweg die schlechte Sache zur guten und führt sie dann öffentlich aus; in Berlin führt man die schlechte Sache heimlich aus und desavouirt sie öffentlich durch Heuchelei. In Wien hat man mehr Frechheit, weil man mehr Entschlossenheit hat; in Berlin häuft man zu der Schlechtigkeit auch noch die Feigheit, und zwar nicht bloß die Feigheit der Gesinnung, sondern auch die Feigheit der That. Noch neulich haben wir die zuwartende Feigheit der Berliner Politik in dem Benehmen gegen den Polenaufstand zu beobachten Gelegenheit gehabt. Während man von der einen Seite seine Truppen wie Marodeurs sich dem Schwanz der Russen und Oesterreicher anhängen läßt, weil man nicht den Muth hat, die Spitze einzunehmen, proklamirt man von der andern das Martialgesetz, nachdem man die Ueberzeugung gewonnen, daß Niemand mehr demselben verfallen werde.

So gedachte „Olim der Große" den Schein der Kraft zu retten, ohne die Gefahr, sie auf eine Weise bewähren zu müssen, die ihm später die Nemesis auf den Hals locken könnte. Dagegen hatte er den seltenen Muth, die Polen, die sich ihm waffenlos anvertraut hatten, verrätherisch ihren blutdürstigen Henkern auszuliefern. Wenn gegen solche Schändlichkeiten die Polen den Mord ihrer Henker als Revanche anwendeten, wer könnte es ihnen verdenken? Lieferant zu sein für das Blutgewerbe der Petersburger Ungeheuer, das ist in der That eine würdige Rolle für das Haupt des „Staats der Intelligenz"! Bei der Ausführung solcher Barbareien hat der zartfühlende Romantiker zu Sanssouci lügenhafte Verbindlichkeiten vorzuschützen; gilt es aber, wirkliche Verbindlichkeiten gegen das Volk zu erfüllen, so macht die königliche Gewissenhaftigkeit Bankerott. Elender Heuchler, herzloser Despot! möge der Wetterstral der Rache auf dein lügensinnendes Haupt herabfahren und das Echo von dem Wehegeschrei der Gekmuteten als Grabgesang dich in die Grube geleiten!

Die Gewohnheit des Gehorchens und des eingebläuten Respects wird nirgends so sehr, wie bei den Teutschen, eine unerschöpfliche Quelle der Nachsicht gegen die Befehlenden und des Vertrauens zu ihnen. Es gehört die schärfste Zuchtruthe dazu, um sie zu der Kühnheit zu zwingen, sich den Gewaltträgern gegenüber als Menschen

gegen Menſchen bewußt zu werden. Während ein gewöhnlicher Menſch um den Werth von zehn Groſchen den Kredit bei ihnen verlieren und ihnen verhaßt werden kann, kreditiren ſie einem ſchlechten Gewalthaber auf das Recht und Glück eines ganzen Volkes bis ins Unendliche. Mag ihnen ein König die unwiderleglichſten Beweiſe von despotiſcher Geſinnung gegeben haben, ſie bleiben dennoch disponirt, ihn bei dem geringſten Anlaß wieder einen „gütigen Landesvater" zu nennen; mag er ſie belügen und betrügen, ſie halten ihn doch für einen rechtſchaffenen Charakter; mag er Streiche der brutalſten Dummheit verüben, ſie nennen ihn doch den Geiſtvollen; mag er ſie mit Verachtung überhäufen und anſpeien, ſie glauben doch noch an ſeine große Liebe zu „Seinem Volke". Er mag gradezu thun, was er will; beobachtet er nur einigermaßen den „Königlichen" Anſtand dabei und hüllt er ſich in das Geheimniß ſeiner Stellung, ſo bleiben Tauſende ſtets bereit, bei der erſten beſten Gelegenheit ſich über Alles wieder zu tröſten, Alles wieder zu vergeſſen, ſich über Alles wieder zu belügen, und die Schimpfworte, die man geſtern heimlich gegen ihn ausgeſtoßen, heute öffentlich zu widerrufen. In irgend einer unbedeutenden Konzeſſion hat er ſtets das Mittel in der Hand, die hündiſche Pietät der „Unterthanen" wieder auf den normalen Fuß der Niederträchtigkeit zurückzubringen. Haben doch ſelbſt die Franzoſen ſich durch Ludwig XVI. immer und

immer wieder die überzeugendsten Proben von seiner Falschheit aus dem Kopf schwatzen lassen, bis sie denn zuletzt durch die Umstände förmlich gezwungen wurden, Wahrheit als Wahrheit gelten zu lassen. So sehen wir auch den Menschen, welchen der Zufall zum König von Preußen gemacht hat, schon fünf Jahre lang das frechste Lügenspiel mit dem Volk treiben, und doch regnet es noch von allen Enden bei jedem Gerücht von irgend einer Konzession Lob und Vertrauen auf ihn ein. Er liefert täglich die unwiderleglichsten Beweise von seiner Borniertheit, indem der Kirchen- und Ständefabrikant sich einbildet, mit seinem obstinaten mittelalterlichen Kopf durch die Wand der Geschichte rennen zu können, und doch heißt er noch immer der „Geistvolle", der „Geniale", der „Weise"; er liefert täglich die unwiderleglichsten Beweise von seiner despotischen Gesinnung und Volksverachtung, indem er halb Teutschland als eine Domaine seiner „Krone" behandelt, und doch bleibt er der „Hochherzige" und der „Vater des Volks"; er hat durch seine Manöver bewiesen, daß er ein Meister in der Kunst des politischen Jesuitismus und Machiavellismus ist, und doch gilt er bei hundert Narren noch für „ritterlich", für „ehrenhaft" u. s. w.; er hat wiederholt gezeigt, daß sein romantisches Herz im Despotismus und im Autoritätsdünkel seiner unnatürlichen Stellung völlig versteinert ist, und doch bleibt er immer der „Gefühlvolle", der „Zart-

sinnige", der „Humane". Selbst die ausgelieferten Polen werden ihm bei seinen hündischen Lobsängern kein anderes Zeugniß zu erwirken vermögen. Man weiß, daß er es sich nicht nehmen läßt, jeden Akt der Gewalt, der Härte, der Inhumanität, der Brutalität, der Rache, der romantischen Grausamkeit (unter dem Namen strenger Gerechtigkeit) von sich, von Gottes Gnaden ausgehen zu lassen; und doch, wo solche Verhöhnungen des Rechts und der Humanität vorkommen, schiebt man die Schuld auf die Minister oder die Verhältnisse. Kurzum, die Thorheit und Niederträchtigkeit von Tausenden, ja Millionen seiner „Unterthanen" ist und bleibt unerschöpflich. Ihr werdet davon geheilt werden, ohne es zu ahnen. Ahnten doch auch die Franzosen in den achtziger Jahren noch nicht, daß sie in den neunziger Jahren aus dummen Unterthanen ihres „unfehlbaren" Königs dessen überlegene Lehrer werden würden, welche ihm Geschichtsunterricht mit der Guillotine ertheilten!

Doch wir waren an den Berliner Erfindungen zur Bekämpfung des Geistes. Der einzige Geist, den man in Berlin dem Geist gegenüberzustellen hat, scheint sich in der Erfindung von Mitteln zur Unterdrückung desselben zu dokumentiren. Hausdurchsuchungen, Bücherverbote und dergleichen sind zu alltäglich geworden, als daß man noch davon reden sollte. Ein Fortschritt von diesen alten Hausmitteln zu zeitgemäßeren und umfassenderen zeigte

ſich ſchon in der Viſitation der Bücherballen an den Berliner Eiſenbahnen. Doch auch hierdurch war der Verrath der polizeilichen Erfindungsgabe noch nicht erſchöpft. Man verpflichtete die Buchhändler auf Veranlaſſung der, angeblich zu Koblenz, in der Wirklichkeit aber zu Konſtantinopel gedruckten Itzſtein'ſchen „Dankadreſſe", nur von bekannten oder beſtimmten Firmen Bücher zum Verkauf anzunehmen. Sehr genial! Hoffentlich wird nächſtens ein Schalk die Probe auf dies Exempel durch Herausgabe einer hochverrätheriſchen Brochüre machen, welche als Geburtsort die Duncker'ſche Hofbuchdruckerei in Berlin angibt. Die allerneueſte und allergenialſte Erfindung des Berliner Polizeigeiſtes iſt aber die, den Buchhändlern das Ehrenwort darauf abzufordern, daß ſie keine verbotene Bücher verkaufen wollen. Eine größere Naivetät konnte man in der That nicht begehen. Nachdem alle Gewalt- und Polizeimittel gegen die gehetzten Buchhändler erſchöpft ſind, rekurrirt man an deren — Ehre! Man muß ihnen die Konzeſſion machen, daß man ihrer Ehre mehr vertrauen will, als ihrem Reſpekt vor ſchlechten Geſetzen; ſowie die fernere Konzeſſion, daß die ſchlechten Geſetze einſtweilen — nichts mehr ausrichten! Zugleich aber gibt man zu erkennen, welche Begriffe man von Ehre hat, indem man ſie als Bundesgenoſſin der Polizei zur Ausführung freiheitsmörderiſcher Maßregeln requirirt. Wo die Polizei nur der Ehrloſigkeit dient,

da soll die Ehre in den Dienst der Polizei treten! Ein hübsches Amt! Dem Buchhändler, der sein Ehrenwort für solchen Dienst in Bereitschaft hätte, würde ich nicht sechs Pfenninge anvertrauen, am wenigsten gegen ein Ehrenwort. Uebrigens wird uns durch die Berliner Fortschritte im Punkte der Ehre Hoffnung gemacht, daß das Staatsleben in Zukunft auf einem ganz neuen Fuß eingerichtet werden wird. Man wird künftig keinen Eid mehr abfordern, sondern ein Ehrenwort; auch wird man die Leute durch das Ehrenwort eben so vom Stehlen, Fenstereinwerfen u. s. w. abhalten, wie von der Verbreitung verbotener Bücher; man wird sie auf das Ehrenwort verpflichten, christlich zu sein, in die Kirche zu gehen, für Gott, König und Vaterland zu schwärmen, den rothen Adlerorden vierter Klasse anzunehmen, Hofrath zu werden, kurz, das Ehrenwort wird der Kitt werden, um den gebrechlichen Staat in allen Winkeln und Fugen wieder zusammenzuleimen und zu sichern. Die „Ehre" hat ja Friedrich Wilhelm der Geistvolle gesagt, soll an der Spitze des Staats stehen; und da man bekanntlich in Berlin eben so stark in Sachen des „Rechts" ist, wie in Sachen der „Ehre", so fügt sich die neue Staatsmacht des Ehren-Worts auf die natürlichste Weise von der Welt zusammen. Ihr glücklichen Buchhändler, welche Schmeichelei hat man euch gesagt! Hätte man nicht eben so viel Vertrauen zu eurem Ehrenwort, wie zu einem „Königlichen Wort", man

hätte sich begnügt, euch nach wie vor bloß mit der Polizei zu hetzen. Jetzt aber hetzt man außer der Polizei auch euer Ehrenwort gegen euch auf. Die Polizei wird jetzt nicht bloß nachspüren, ob ihr verbotene Bücher verkauft, sondern auch, ob ihr euer Ehrenwort verletzt. Man hat also jedenfalls gewonnen, indem man den Staat um ein neues — „Verbrechen" bereichert; denn in dem Reichthum an Verbrechen besteht bekanntlich der größte Vorzug eines guten und christlichen Polizeistaates. Ihr Buchhändler aber seid jetzt doppelt geprellt: ihr verliert jetzt eventualiter außer eurer Konzession auch eure Ehre und verliert sie, bedenkt es wohl, an die — Polizei! Welcher Triumph der gouvernementalen Moral! In der That, die Verwirrung der Begriffe und der geschraubte Zustand der „Rechte" hat in Teutschland, namentlich aber in Preußen, eine so erfreuliche Höhe erreicht, daß — das Studium der Geschichte von 1789 jedem vernünftigen Menschen eine überraschende Lektüre gewähren muß.

Glücklich der Staat, der auf preußische „Ehre", „Treue", „Wahrheit", „Streben nach Licht" gegründet ist! Ich aber gebe mein Ehrenwort darauf, daß, wenn der König von Preußen das seinige auf Einräumung der „Preßfreiheit" gäbe, ich sofort (wäre ich noch in Preußen) auswandern würde, um im Ausland gegen die garantirte Geistesknechtschaft meines Vaterlandes zu schreiben.

Ihr Herrn der Gewalt übrigens, seid ihr wirklich der

Meinung, daß eure „Ehre", eure „Tugend", eure „Gewissenhaftigkeit" noch lang vorhalten werden? Und du, Friedrich Wilhelm der Uebermüthige, glaubst du mit schnöden Bescheiden auf Landtagspetitionen um Preßfreiheit dir noch länger die Wahrheit vom Leibe halten zu können? Wartet, ihr Volksbetrüger, die Maske wird euch noch scheuloser vom Gesicht heruntergerissen werden, als es schon jetzt geschehen ist? Das Vertrauen auf eure Allmacht soll euch verlassen, wie das Vertrauen auf eure Kniffe. Zittert mit euern Kanonen vor der kleinen Waffe, die im Flügel der Gänse wächst! Diese Waffe soll euch schlagen, diese Waffe soll euch vernichten; und haben wir es mit ihrer Hülfe nur erst dahin gebracht, eure — Soldaten zu Menschen zu machen, so habt ihr aufgehört zu existiren.

### 3. Nächste Aussichten.

Ihr Preußen werdet „Preßfreiheit" erlangen, daran ist nicht zu zweifeln. Sie wird aber nur eine Wahrheit für die Regierungspresse sein. Für die Oppositionspresse wird sie mit einer solchen Menge Reservationen, Klauseln, Fallgruben und Galgen umgeben werden, daß ihr euch, die großartige Lüge erkennend, die Zensur zurückwünschen werdet.

Ihr Preußen werdet eine „Konstitution" erlangen können, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn ihr aber diejenige annehmet, die euch euer allergnädigster Landesvater bieten wird, so werdet ihr zwar die Ehre erlangen, ihm zur Erhaltung seines despotischen Systems mit Staatsanlehen und sonstigen Bewilli-

gungen ausbeuten zu dürfen, dem Absolutismus aber nicht ein Jota von seiner Omnipotenz nehmen und euch selbst nicht ein Jota von einem Volksrecht erringen. Ihr werdet dem gekrönten Lügner, an dessen gutem Willen es nicht gelegen hat, daß ihr durch seine Fortschrittsbestrebungen nicht in das dickste Mittelalter gerathen seid, auch ferner bei dem Kunststück behülflich sein, unter dem Vorwand der „Allmäligkeit des Fortschritts" den Fortschritt möglichst zu hintertreiben.

Das sind die beiden Hauptlügen. Sie werden bloß denjenigen einen Vortheil bringen, welche, einen Blick in die Zukunft werfend, bei Zeiten ihre preußischen Staatspapiere los zu werden suchen; denn in jenen beiden Lügen liegt der Hauptkeim zu dem kommenden „Ereigniß".

Ehe das „Ereigniß" eintritt, wird der Despotismus, die Unmöglichkeit eines Uebereinkommens auf seinen Grundlagen erkennend, noch alle seine Federn springen lassen, um die Durchsetzung seiner Absichten zu forciren; denn „imponiren", d. h. zur Vernunft bringen, „läßt er sich nicht". Dann werdet ihr die Wichtigkeit des auswärtigen Buchhandels und der auswärtigen Presse erst wahrhaft würdigen lernen. Es kann dahin kommen, daß im Innern nicht bloß sämmtlicher Buchhandel, sondern auch sämmtliche Schriftstellerei von Staatswegen organisirt wird; denn der Despotismus, dessen rechte Hand noch eine Armee von Henkern, dessen linke das durchgreifende System der Büreaukratie

ist, verzweifelt an keiner Maßregelung. Der Buchhandel der übrigen Bundesstaaten wird euch nicht lang mehr zu Hülfe kommen können; denn für's Erste wird der „Bund" der teutschen Unterdrücker nicht lang mehr säumen, auf preußische Requisition die Zwanzigbogenfreiheit überall aufzuheben oder auf Berliner Manier unschädlich zu machen, und zweitens wird man durch Verlagsverbote und mit Hülfe der Büttel *), d. i. Minister, welche Preußen

*) Unter diesen Bütteln ist gegenwärtig der sächsische Minister von Falkenstein (welcher einst die Gnade genossen hat, Se. Berliner Majestät im Hemde zu sehen), der erste und thätigste. Wenn dieser Mensch nicht preußischen Sünder- und Verrätherlohn bezieht, so muß er von Natur eine ganz ausgesuchte Disposition zum Despotenschergen besitzen. Die Schriftstellerausweisung, die Knechtung des Leipziger Buchhandels, die Unterdrückung zensirter Blätter, der räuberische Einbruch in die Geschäftsgeheimnisse der Komissionäre, alles das sind Verdienste, die dieser schamlose Mensch sich in preußischem Auftrag erworben hat. Zu seinen Heldenthaten gehört u. A. auch die, daß er mit Benutzung jenes Einbruchs ein halb Dutzend Leipziger Buchhandler, jeden um 100 Thlr., wegen Verkaufs der Itzstein'schen „Dankadresse" gestraft hat. Da aus jener Schrift u. A. die Verrätherrolle zu ersehen ist, welche der Berolinismus namentlich gegen Sachsen zu spielen gedenkt, so hätte ein sächsischer Minister sächsisch gedacht.

in jedem Bundesstaat zu Dienst stehen, den Buchhandel und die Tagespresse der Art einengen und einschüchtern, daß sie mit der preußischen ganz auf gleichen Fuß zu stehen kommen.

Doch, ich spreche hier überall von der Zukunft, als ob nicht die Gegenwart schon genug von diesen Prophezeihungen verwirklicht hätte. Ich überlasse Jedem, seine Erfahrungen hierbei zu Rath zu ziehen, und muß nun, um dem Hauptzweck dieses Schriftchens nahe zu kommen, von meinen eignen Erfahrungen sprechen; denn es ist nöthig, daß wir hier mit rückhaltloser Offenheit verhandeln.

Meine Schriften sind, wie man mich überzeugt hat, ein gesuchter Artikel geworden. Trotz dem aber mache ich — und eine solche Erscheinung ist eben nur in Teutschland möglich — jetzt die seltsame Erfahrung, daß ich diesen gesuchten Artikel nicht mehr an den Mann bringen, d. i. keinen Verleger mehr finden kann. Der Eine ist schon mit einem Verlagsverbote bedroht, der Andere fürchtet, damit bedroht zu werden, der Dritte besorgt noch ärgere Dinge, der Vierte hat zwar noch Muth, aber kein Geld. Einer

---

wenn ihm die „Dankadresse" willkommen gewesen wäre. Aber der Hr. von Falkenstein ist nicht sächsischer, sondern preußischer Minister. Und von diesem Menschen läßt sich die sächsische Deputirtenkammer imponiren und an der Nase herumführen? Ihr scheint reif zu sein für preußische — Provinzialstände!

der freisinnigsten und unternehmendsten Buchhandler Teutschlands schrieb mir auf ein Paar Verlagsanträge sogar wörtlich Folgendes: „Ich darf nicht einmal wagen, Ihren Namen zu drucken. Ihr Name und „Satan" ist hier und in Preußen ganz identisch geworden." Wunderbar! Da der „Satan" in die Hölle gehört, so sollte er doch eigentlich in Preußen ganz an seinem Platze sein. Leider aber besteht in dieser Hölle das verkehrte Verhältniß, daß die ehrlichen Leute zu Sträflingen gemacht und die Peiniger nicht Diener der Gerechtigkeit sind. Und ein Peiniger dieser Peiniger zu sein, das ist allerdings eine Satansfunktion in der zweiten Potenz!

Genug, dieser „Satan" ist ein fataler Doppelgänger für einen Schriftsteller, und er bedroht, wie ich weiß, nicht bloß mich, sondern auch Andere. Er hat es darauf abgesehen, uns in Lagen zu bringen, worin wir mit unsern Familien Aussichten haben, das Studium der Oekonomie aus dem Grunde betreiben zu können, und überdies, was nicht minder drückend ist, in unserm Kampf gegen den Despotismus gänzlich gelähmt zu werden. Unter Zensur, z. B. etwa in Zeitungen schreiben, ist nicht Jedermanns Sache; überdies wird sogar solche nutzlose Wirksamkeit durch die Angst der Verleger zum Theil abgeschnitten; im Auslande aber ist eine größere Schrift über teutsche Zustände für angemessenes Honorar gar nicht, und Flugschriften sind, gegen ein mäßiges Honorar, nur selten anzubringen. Für die wirksamsten aber findet

sich gar kein Verleger. Ich habe die Verbreitung der meinigen zum Theil durch Selbstverlag zu bewirken gesucht. Dies ist denn auch durch vielerlei Bemühungen bisher gelungen; das finanzielle Resultat aber hat für mich, der ich nicht Buchhändler bin, bis jetzt nur in Schulden wegen rückständiger Druckkosten bestanden.

Was ist nun zu machen? Daß einzelne Buchhändler, namentlich wenn sie nicht durch die liberale Partei entschädigt werden, sich noch ferner aufopfern sollen, ist nicht zu verlangen; denn solche einzelne Opfer haben keine entsprechende allgemeine Wirkung. Die Schriftsteller im Allgemeinen aber sind ohne die Buchhändler ohnmächtig; und so wie es mir ergangen ist, wird es Allen ergehen, welche eine entschiedene Stellung einnehmen und die Sache unmittelbar am rechten Ende anfassen, aber nicht durch Vermögen in Stand gesetzt sind, ihre Stellung fort und fort zu behaupten. Sollen wir nun in Zukunft verstummen? Beantwortet diese Frage, wenn ihr unten den fünften Abschnitt gelesen habt.

## 4. Weg zum Bessern.

Es gibt in Teutschland „Liberale" (exempla sunt odiosa), welche, wenn man ihnen wegen eines wahren und freien Worts Beleidigung der Majestät oder des teutschen Bundes, Böswilligkeit gegen das Bestehende oder ungesetzlichen Sinn u. s. w. ver-

wirft, gegen solche Beschuldigungen nicht bloß ihre Sicherheit — denn das ist verzeihlich — sondern ihre Ehre verwahren. Die Konfusion und Angst der Loyalität steckt ihnen so fest im Leibe, daß sie dasjenige, was ihnen Ehre machen muß, selbst als eine Unehre darstellen. Sie sagen, „die und die Zustände oder Personen oder Majestäten sind schlecht," und weil sie schlecht sind, treten sie gegen dieselben auf, aber sie werden bei Leibe nicht öffentlich zugeben, daß dieß Auftreten — keine Schande sei! Vor allen Dingen jedoch lassen sie sich den Ruf der „Gesetzlichkeit" nicht rauben, und kein Einziger wagt zu untersuchen, wie es mit dieser Gesetzlichkeit eigentlich beschaffen sei.

Ehe ich dieß Thema weiter verfolge, halte ich es meiner frühern Schreibereien wegen für nöthig, ein persönliches Bekenntniß abzulegen. Als ich noch in Preußen, ja als ich schon ein halbes Jahr im Auslande war, hing auch ich noch an dem Prinzip der sogenannten Gesetzlichkeit. Ich ging ebenfalls von dem Irrthum aus, daß, wo sogenannte Gesetze sind, auch ein gesetzlicher Zustand existire; nur mit den Mitteln dieses Zustandes zu operiren, hielt ich, wenn nicht immer für ausreichend, doch für ehrenvoll, und es schien mir wirksamer zu sein, wenn man sich auf „gesetzlichem Wege" für die Freiheit aufopfere, als wenn man durch „ungesetzliche Mittel" seinen guten Zweck kompromittire. Namentlich hielt ich es für Pflicht und für Möglichkeit, die Freiheit ohne Revolution zu erringen, obschon ich den Revolutionen, wo

sie eingetreten wären, natürlich auch schon damals Recht gab.

In der kurzen Zeit, die ich in dem freien Ausland verweile, habe ich in politischen Dingen mehr nachzudenken und zu beobachten gefunden, als in dem Gefängniß Preußen in langen Jahren. Dadurch bin ich einen guten Theil derjenigen teutschen Gewissenhaftigkeit, welche in die Kategorie der Thorheit gehört, losgeworden und habe besonders über den Artikel Revolution und Gesetzlichkeit vernünftigere und praktischere Ansichten gewonnen. Ich habe namentlich, theils aus der Geschichte, theils durch Beobachtungen bestehender Zustände in freien Ländern, mir klar gemacht, daß derjenige Zustand, in welchem sich auf gesetzlichem Weg der Fortschritt verwirklichen läßt, nie anders als durch revolutionäre Gewalt herbeigeführt worden ist, weil die Gewaltbesitzer nur um diesen Preis ihren Besitz fahren lassen, daß aber ein solcher Zustand in Teutschland noch nicht besteht. Also — Teutschland hat seine Revolution noch zu machen, es muß sie machen, es wird sie machen und kein „Herrgott" wird es davor bewahren! Das ist meine Ueberzeugung geworden und diese Ueberzeugung sollte eine allgemeine werden. Wer sie theilt, der schäme sich ihrer nicht. Ich für meinen Theil, nachdem ich einmal von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Revolution überzeugt bin, predige jetzt eben so offen Revolution, wie ich früher den Frieden gepredigt habe.

Ehe blutige Revolutionen in einem Staat unnöthig gemacht werden können, muß der Zustand der Art sein, daß die aktive Majorität des Volks die Hindernisse des Fortschritts, namentlich reaktionäre Regierungen oder schlechte Gesetzgebungen, durch moralische Nöthigung oder durch Stimmgebung aus dem Wege räumen kann. Um dieß zu vermögen, muß das Volk vor allen Dingen völlig freie Presse und freies Versammlungsrecht haben, so daß sich seine Intelligenz und sein Wille auf natürlichem Wege Luft machen und Bahn brechen kann, kurz es muß die Mittel zur friedlichen Geltendmachung der Volkssouveränetät besitzen. So sehen wir z. B. jetzt im Hauptkanton der Schweiz, in Bern, durch eine ganz friedliche Revolution, ohne Vergießung eines Tropfens Blut, den alten Zustand der Dinge völlig umstürzen und an seiner Stelle eine der freiesten Verfassungen der Welt ins Leben treten. Die Majorität des Volks hat sich ausgesprochen und die reaktionäre Minorität der Aristokraten hat sich, als sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Stellung und ihres Systems erkannte, vor den Schöpfern des neuen Zustandes zurückgezogen, ohne die Thorheit eines gewaltsamen Widerstandes auch nur zu versuchen. Vielleicht wird es sogar in England, wo die Zustände schon so lang eine blutige Revolution vorhersehen ließen, gelingen, sie zu beschwören, weil auch dort der Geist des Volkes die Mittel besitzt, allmälig das Schlechte auf dem Weg der freien Agitation zu beseitigen und sogar die Torys bei Zeiten zur Einsicht zu bringen.

Wenden wir nun von diesen Ländern den Blick nach Teutschland — welche Hoffnungslosigkeit des freien Geistes, welches Chaos von Unrecht, welche Verwachsenheit der Reaktion, welche ungeheure Differenzen zwischen dem Alten und dem Neuen, welche riesenhafte Ansammlung von Widerstandskräften gegen eine bessere Zukunft, welche wahnsinnige Hartnäckigkeit der Gewalt gegen das Recht! Wenn dieser Zustand ohne gewaltsame Erhebung des Volks, ohne blutige Abtreibung seiner Feinde geändert, wenn dieser neununddreißigfach gefüllte Augiasstall ohne den Herkules der Revolution gefegt, wenn der kolossale, durch den russischen, österreichischen und preußischen Despotismus errichtete und in weltverrätherischer Brüderschaft erhaltene Gefängnißbau ohne gewaltsamen Abbruch zu Wohnungen freier Völker umgeschaffen werden kann — wahrlich, dann ist es Zeit, wieder an Wunder und an göttliche Gnade zu glauben!

Gewalt und Gesetz sind Gegensätze! Wo Gewalt herrscht, da gibt es kein Gesetz, da ist das Gesetz ebenfalls Gewalt, es ist nur eine geschriebene Gewalt, welche der bewaffneten zur Maske und Ergänzung dient. Wo die Gewalt einmal herrschendes System ist, da weicht sie auch nur der Gewalt. Die Gewalt des Volkes muß die Gewalt der Reaktion zu Boden schlagen; nur dieser Weg führt es zu einem Zustand, wo das wirkliche Gesetz zur Herrschaft gelangt. Gesetz ist nur Gesetz, wenn es der Rechtsausspruch derer ist, die sich ihm unterwerfen. Ge-

ſetz iſt der als allgemeine Richtſchnur ausgeſprochene Wille freier Staatsbürger, welche ihm freiwillig gehorchen. Das und nur das iſt Geſetz! Nun fragt euch in Teutſchland, ob ihr Geſetze habt? Geht alle eure Geſetze durch und laßt jeden aus dem Volk ſeine Stimme darüber abgeben: ihr werdet vielleicht nicht zehn Paragraphen finden, welche von denen, die nicht Anhänger der Gewalt ſind, als Ausſprüche ihres Rechtswillens anerkannt werden könnten.

Die Gewalt diktirt euch ihren Willen und das nennt ſie Geſetz. Sie macht Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht, ſie macht grad krumm und krumm grad, ſie macht ſchwarz weiß und weiß ſchwarz — Alles durch das „Geſetz"! Und ſolches „Geſetz" erklärt ihr für heilig? O, wie hat euch die Polizei und das Pfaffenthum heruntergebracht!

Jetzt frage ich diejenigen Liberalen, welche die ſchnödeſte Rechtsverrenkung, die ſchreiendſte Gewaltthat, ſobald ſie ſchwarz auf weiß zur Norm gemacht iſt, „Geſetzlichkeit" nennen und als ſolche reſpektiren, ob ſie ſich nicht dadurch zu Feinden des wahren Rechts, ob ſie ſich nicht zu Dienern der Gewalt, ob ſie ſich nicht zu Gegnern ihres eigenen Prinzips machen? Ich frage ſie, ob ſie den Ruf ſolcher „Geſetzlichkeit" nicht für eine Schande und den Ruf der „Ungeſetzlichkeit" in Teutſchland nicht für eine Ehre erklären müſſen? Es iſt eine Schande, daß wir „Geſetze" der Gewalt reſpektiren, aber es iſt eine doppelte Schande, daß wir ſie wirklich für Geſetze halten!

Hätten wir keine belehrende Beispiele vor Augen, so könnte unsre Blindheit sich mit dem Mangel eines Maßstabs entschuldigen. Aber werden wir nicht durch die Geschichte und durch freie Staaten hinlänglich beschämt? Blickt vor Allem nach Nordamerika! Dort gibt es wirkliche Gesetze, weil es dort wirkliche Freiheit gibt, und in keinem Staat der Welt ist der Sinn für Gesetzlichkeit größer als dort, trotz einzelnen Exzessen des öffentlichen Zensorgeistes, welche man in Europa so trefflich auszubeuten verstanden. Wo wirklich ein gesetzlicher Zustand herrscht, da ist es eben so sehr Frevel an Recht und Vernunft, als es vergeblich ist, gesetzwidrige Mittel anwenden zu wollen; wo aber die Gewalt herrscht, da muß und wird jeder Zeit die Gewalt der Gehorchenden endlich die Gewalt der Herrschenden vernichten, um erst — einen gesetzlichen Zustand herbeizuführen. Dieß ist das Gesetz der Geschichte, das Gesetz der Natur, und wir sollten uns scheuen, es anzuerkennen? Wir sollten der Polizei zulieb an unserer Vernunft und unsern Ueberzeugungen zu Heuchlern werden?

So wie die Gewalt (d. h. zunächst diejenige Gewalt, welche die freie Meinungs- und Willensbethätigung der Bürgermajorität im Staate ausschließt), die Grenze bezeichnet, wo der Begriff und die Pflicht der Gesetzlichkeit aufhört, so bezeichnet sie auch die Grenze, wo der Begriff und die Pflicht der Moral aufhört. Wie sollte derjenige, welcher mir Gewalt anthut, mich verpflichten können, seiner

Eigenmacht gegenüber meine Geſetzlichkeit und ſeiner Schlechtigkeit gegenüber meine Moralität zu üben, ſie zu üben zu ſeiner Unterſtützung, ſie zu üben zu meinem Verderben? Moralität wie Geſetzlichkeit ſind nur möglich durch die Freiheit und können nur geübt werden in der Freiheit. Wer mir Gewalt anthut, mit Gewalt mein Recht vorenthält, mit Gewalt meine Freiheit raubt, der verzichtet dadurch von vornherein auf die Anwendung nur moraliſcher Mittel von meiner Seite, mich ſeiner Gewalt zu entziehen, es ſey denn, daß er mich für einen Narren meiner Moralität halte. Zu ſolchen Narren aber haben namentlich wir Teutſchen uns machen laſſen. Wir Teutſchen ſind im Stande, vor lauter Moralität mit dem Nachſchlüſſel in der Hand im Gefängniß zu vermodern, weil es unmoraliſch ſey, unſre Büttel zu betrügen. Wollen wir warten, bis die Büttel ſich durch unſere Geduld zu Demagogen bekehren laſſen und uns vor Freiheitsbegeiſterung ſelbſt die Thüre öffnen? Schade, daß der Haſe kein Teutſcher iſt! Er würde vor lauter Vertrauen in die Höhle des Fuchſes kriechen und ſeinem Freunde die Loyalität zumuthen, die unveräußerlichen Haſenrechte zu proklamiren und dann — zu verhungern!

Mögen die Narren und die Diener der Gewalt über Jeſuitismus ſchreien; mir liegt nichts daran. Sie eben ſind die Jeſuiten. Dem Gewaltigen gegenüber kann der wahrhaft Freie niemals zum Jeſuiten werden. Ich vertheidige ganz offen den Satz, daß „der Zweck die Mittel hei-

lige", sofern nur der Zweck wirklich ein guter, sofern er die Mittel werth ist und deren freie Wahl durch die Gewalt verhindert wird; aber ich läugne durchaus, daß der Jesuitismus in der „Heiligung schlechter Mittel zu gutem Zweck" bestehe. Dem Jesuitismus darf dieser Ruhm nicht gelassen werden, denn er besteht in der Heiligung schlechter Mittel zu schlechtem Zweck und er würde aus diesem Grunde auch dann nur schlechte Mittel anwenden, wenn ihm die besten zu Gebot ständen. Der Jesuitismus hat, wie sein Bruder, der Despotismus, nie einen Zweck gehabt, welcher das Licht, welcher die Freiheit, welcher die Vernunft hätte ertragen können. Unser Zweck aber ist das Licht, ist die Freiheit, ist die Vernunft! Hindert ihr uns, diesem Zweck offen zuzustreben, so streben wir ihm heimlich zu; hindert ihr uns, ihn ohne Gewalt zu erreichen, so erreichen wir ihn mit Gewalt; hindert ihr uns, ihn ohne Blut zu verwirklichen, so verwirklichen wir ihn mit Blut. Verwirklicht muß er werden, soll er werden! Die Verwerflichkeit besteht nicht darin, einen guten Zweck durch „unerlaubte" Mittel zu erreichen, wenn die normalen unmöglich sind, sondern die Verwerflichkeit besteht darin, auf den guten Zweck zu verzichten, weil der Feind desselben nicht die normalen Mittel dazu gewähren will. Sklave zu sein, wenn es noch irgend ein Mittel gibt, frei zu sein, das eben ist die tiefste Stufe der Erniedrigung des Menschen und auf dieser Stufe

wollen uns unsere Feinde festbannen durch die Kultivirung ihrer lügenhaften „Gesetzlichkeit" und ihrer lügenhaften „Moral." Der Gewalt gegenüber gibt es platterdings keine andere Wahl, als entweder „gesetzlich" und „moralisch" auf die Freiheit zu verzichten, oder „ungesetzlich" und „unmoralisch" die Freiheit zu erobern. Versuche Einer, streng „gesetzlich" und streng „moralisch" die Gewalt zu bekämpfen! Er wäre reif für Bedlam. Er würde entweder vor lauter „Gesetzlichkeit" stumm seyn müssen und dann bliebe die Freiheit todt; oder er würde vor lauter „Moralität" dem Feind offen seine Zwecke verrathen und dann schickte man ihn auf die Festung, wenn nicht ins Narrenhaus. Ohne Anwendung von Mitteln, welche im Zustand der Freiheit unrechte sein würden, ist der Zustand der Gewalt niemals gestürzt worden, und bestände der Jesuitismus in der Anwendung „unrechter" Mittel zu gerechtem Zwecke, so würde ich zugestehn, daß sämmtliche Kämpfer der Freiheit mehr oder weniger Jesuiten gewesen sind. Es liegt aber eben im Wesen der Gewalt, daß sie die offenen Wege verstopft und nur die heimlichen übrig läßt, daß sie die humanen Mittel unmöglich macht und die inhumanen gegen sich beschwört. Wer im Zustande der Freiheit ungesetzlich handelt, ist ein Verbrecher, und wer als freier Mensch seine Nebenmenschen betrügt, ist ein Schurke; wer aber die „Gesetze" der Gewalt umstößt, ist ein Befreier, und wer ihr durch „Betrug" oder „Gewalt" die Freiheit abringen kann, der erhält von der Par-

tei wie von der Geschichte — „vollkommenen Ablaß"! Die despotische Gewalt ist total rechtlos, und alle Träger derselben müssen „außer dem Gesetz" erklärt werden. Ja sie sind bei allen recht- und freigesinnten Menschen schon außer dem Gesetz, und es kommt nur noch auf die Exekution an, welche sie auch aus der Herrschaft vertreibt.

Der „gesetzliche Zustand" Teutschlands ist nichts als ein Kriegszustand, denn wo Gewalt sich geltend macht, da ist Krieg. Der Krieg ist es auch allein, der gegen solchen Zustand die Mittel darbietet. Im Krieg ist jedes Mittel, das nicht durch Ehrlosigkeit oder Unmenschlichkeit den Kriegsbrauch verletzt, gerecht und angemessen, wenn es zum Sieg verhilft. Im Krieg gilt die List gegen den Listigen, im Krieg gilt die Hintergehung des Hintergehers, im Krieg gilt die Gewalt gegen den Gewaltigen, im Krieg gilt die Vernichtung des Vernichters. Der Krieg ist ein Fluch und die Menschheit wird einst von diesem Fluch befreit sein, aber, so lang unsere Feinde ihn nothwendig machen, wäre es Selbstverrath, den Sieg zu opfern, weil er nur durch die Mittel des Kriegs errungen werden kann; die Gewalt ist ein Fluch, und die Menschheit wird einst von diesem Fluch befreit sein, aber, so lang unsere Feinde sie nothwendig machen, wäre es Selbstverrath, den Sieg zu opfern, weil er nur mit den Mitteln der Gewalt errungen werden kann! Die Alten dehnten diese Grundsätze so weit aus, daß sie z. B. den

Tyrannenmord für Pflicht und Verdienst erklärten. Sie gingen von der Ansicht aus, daß, so lang es noch Tyrannen gebe, es auch noch Mörder für sie geben müsse. Wir scheinen von der Ansicht auszugehen, daß, so lang es noch Tyrannen gebe, es auch noch Sklaven für sie geben müsse. Wir brauchen von den Alten die Mörder nicht zu übernehmen, aber so lang wir unsere „Gesetzlichkeit" vor ihnen voraus haben, werden uns ihre Tyrannen, wenn auch in moderner Gestalt, niemals fehlen.

Fragt euch in Teutschland, auch ihr Konstitutionellen fragt es euch, was ihr durch die Sisyphusarbeit auf eurem „gesetzlichen Wege," was ihr durch euer langweiliges Feilschen um die ausgemachtesten Dinge, was ihr durch das ewige loyale Wiederkäuen veralteter Forderungen errungen habt? Es läßt sich zugeben, daß ihr das Rechtsbewußtsein des Volks innerhalb einer engen Sphäre wach erhalten habt, aber was habt ihr an wirklichen Rechten gewonnen? Nichts, gar nichts! Ihr habt euch verhöhnen lassen über eure Anstrengungen, ihr habt euch strafen lassen für euren guten Willen! Das ist es, was euch von Seiten der Gewalt zu Theil geworden. Ich behaupte darum aber nicht, daß ihr nichts für die Zukunft gethan, im Gegentheil, die Vergeblichkeit eurer Arbeit ist eben eine Brücke, eine nothwendige Brücke in die Zukunft gewesen; aber indem man euch dieß zugibt, müßt ihr euererseits auch zugeben, daß diese Zukunft — die Revolution ist.

Ihr habt das Rechtsbewußtsein des Volks innerhalb einer engen Sphäre wach erhalten, sage ich. Dieß ist ein großes Verdienst. Aber es gilt jetzt, die Sphäre des Rechtsbewußtseins über den euch eingeräumten Kreis hinaus zu erweitern und der Zukunft durch entschiedenere Mittel vorzuarbeiten. Das ist es, was ihr jetzt wünschen und, so viel ihr könnt, unterstützen müßt.

Welche Mittel stehen uns dabei zu Gebot? Sollen wir auf die Straße rennen, die Sturmglocke läuten und „Revolution!“ schreien? Nein, wir werden keine Thorheiten und keine Kindereien begehen. Wir wissen ganz genau, daß sich eine Revolution nicht machen oder bestellen läßt; wir wissen, daß sie sich von selbst macht oder von der Reaktion gemacht wird; wir wissen auch, daß Teutschland schwerlich eher die Faust erheben wird, als bis ein Anstoß von Außen kommt. Aber was wir thun können, ist dieß: wir können dem bethörten Volk die Nothwendigkeit der Revolution zum Bewußtsein bringen; wir können durch politische Aufklärung und Verbreitung entschiedener Gesinnungen die Revolution beschleunigen; wir können durch Vermehrung der Anhänger der Revolution derselben von vorn herein einen unblutigern Verlauf sichern; wir können uns der künftigen Früchte der Revolution vergewissern, indem wir möglichst frühzeitig uns ein bestimmtes Bild der Zukunft entwerfen, und die Fahne entfalten, um

welche wir uns zu ſchaaren haben. Auf welche Weiſe können wir dieß? Wir können es durch die Preſſe! Durch welche Preſſe? Durch die auswärtige! Eure verjagten Schriftſteller ſind es zunächſt, welche die Leuchtkugeln auf den finſtern Weg zu einer lichtern Zukunft werfen müſſen. Wo das Recht im Innern nicht mehr zu Wort kommen konnte, da iſt es immer die Emigration geweſen, welche das heilige Feuer der Freiheit am Flammen erhielt und es ſpäter in die Heimath zurückbrachte. So wird es mit Polen, ſo wird es mit Teutſchland gehen. Unſere Emigration wird ſich noch bedeutend mehren: die Reaktion hat ihren Gipfelpunkt noch bei Weitem nicht erreicht und es werden ſich noch Viele vor ihren Fängen ins Ausland retten. Ihr da drinnen werdet noch ſo ſtumm gemacht werden, wie die Fiſche; ihr werdet gefeſſelt werden an allen Gliedern; dumpf und ſchwül bis zum Erſticken wird ſich die Wetterwolke der Reaktion auf euch lagern, ſtill wird es ſein, wie die Windſtille des Meers, und ſelbſt die Angſt wird das Klopfen ihres Herzens zu unterdrücken ſuchen, um keine mißliebige Störerin bei der Todtenfeier der Freiheit zu werden. So wird es ſein! Dann aber wird, durch die Geſchoße von Außen her zerriſſen, die Wolke zu zittern beginnen, der Donner wird durch ihre Kammern rollen, die Blitze der Revolution werden ſie durchzucken, blutiger Regen wird ſie erleichtern, die reine Himmelsluft wird durch ihre Lücken, das Sonnenlicht durch ihre

Riſſe dringen, die Schwüle wird ſich verlieren, die Bruſt athmet wieder frei, die Hymne der Freiheit erſchallt hinter den flüchtenden Ferſen ihrer Feinde und —

**Teutſchland hat einen geſetzlichen Zuſtand errungen!**

## 5. Aufforderung.

**Welches** wird der politiſche Zuſtand **Teutſchlands** ſein, wenn es frei geworden? Dieſe Frage iſt gleichbedeutend mit derjenigen, um welche Fahne wir uns zu ſchaaren haben, wenn wir die Freiheit wirklich erringen wollen.

**Unter** den Liberalen Teutſchlands gibt es drei **Fraktionen**:

1) die Konſtitutionellen,
2) die Republikaner,
3) die Kommuniſten.

Die Konſtitutionellen ſind bis jetzt am zahlreichſten, dann kommen die Kommuniſten; zuletzt — kommen die Republikaner!

Im Namen der Freiheit, im Namen der Menſchheit frage ich zuerſt die Konſtitutionellen: Iſt es eurer Vernunft nicht möglich, einzuſehen, und eurem Muth nicht möglich, zuzugeben, daß euer Konſtitutionalismus durch und durch eine Halbheit, eine Lüge, ein Nonſens iſt? Iſt es wirklich eure Ueberzeugung, daß die politiſche Zukunft der

Welt auf der „Volksvertretung" von Gottes Gnaden werde erbaut werden? Ist es auch nur eure Ueberzeugung, daß es noch Zeit sei, in Teutschland ein konstitutionelles Leben, etwa in englischer Weise, als Uebergangszustand zu schaffen? Ist es eure Ueberzeugung *nicht*, wohlan, so fordere ich euch auf, euch ein *probehaltiges* Bekenntniß zu bilden und euch stillschweigend mit — den *Republikanern* zu vereinigen.

Sodann frage ich die Kommunisten: ist es eurer Vernunft nicht möglich, einzusehen, und eurer Ehrlichkeit nicht möglich, zuzugeben, daß eure Lehre in den Hauptpunkten eine unausführbare Theorie ist und eure „Aufhebung des Staats" geradezu eine Verzichtleistung auf die praktische Umbildung unserer Zustände in sich schließt? Ist es wirklich eure Ueberzeugung, daß die Menschheit euch zulieb die Staatsformen plötzlich wegwerfen und sich in eine losgebundene „Gesellschaft" auflösen werde? Ist es eure Ueberzeugung *nicht*, so fordere ich euch auf, euch klar darüber zu werden, ob sich der Rettung aus der Unausstehlichkeit unserer gegenwärtigen Zustände ein anderer Hafen darbiete, als die Republik? Ich fordere euch auf, zu prüfen, ob nicht die *wahre* Republik zu jeder „sozialen" Verbesserung Hand und Mittel biete? Ich fordere euch auf, mit praktischem Verstand diese Fragen in gewissenhafte Erwägung zu ziehen, und müßt ihr sie im republikanischen Sinn beantworten, und habt ihr in eurer Atmosphäre nicht

alle Charakterkraft eingebüßt, so fordere ich euch endlich auf, alle Sektirerei fahren zu lassen und euch einer Partei, der Partei der Republikaner anzuschließen oder diese Partei bilden zu helfen.

Die republikanische Fahne allein ist es, welche den Entscheidungskampf der Zukunft kriegsgerecht anführen und alle wahren Freiheitskämpfer unter sich versammeln kann!

Deßhalb werdet Republikaner! Der Name thut zu Zeiten viel, er thut Alles, wo es Vereinigung gilt, und Vereinigung führt zum Sieg. Ich richte meine Aufforderung auch an diejenigen, welche ihr Streben durch den vagen Namen der Demokratie bezeichnen möchten. Indirekte Demokratie kann es auch in einem monarchischen Staate geben, — England liefert das Beispiel, — aber kann eure Vernunft, wie Rotteck es gethan, ein Prinzip machen aus der Demokratie — von Gottes Gnaden? Kann sie vollends eine englische Demokratie, neununddreißigfach variirt, sich in dem verpfuschten Teutschland vorstellen? Die Demokratie, wenn sie ehrlich und vernünftig sein will, muß sich aussprechen als — Republik!

Eine Föderativrepublik, nach nordamerikanischem Styl, mit möglichst direkter Demokratie für die Einzelstaaten und dem Repräsentativsystem für den Bund, zugleich aber mit möglichster Verwirklichung auch der „sozialen" Ansprüche jedes Bürgers,

das wird, das muß die zukünftige Gestalt Teutschlands sein! Ein erhabnes Ziel, wahrlich werth, daß der Eine ihm seine Genügsamkeit, der Andere seine Ungenügsamkeit zum Opfer bringe! Ob wir es heute erreichen oder morgen, das ist noch nicht die Hauptsache; die Hauptsache ist einstweilen, daß wir, wenn wir es erkennen, mit allen Mitteln ihm zustreben.

Ihr, die ihr gesonnen seid, als wahrhaft Liberale zu handeln, die ihr der Sache zulieb euch nicht an persönliche Differenzen stoßt, die ihr entschlossen seid, der Sache der Freiheit und der Menschenbeglückung treu zu bleiben, ihr ein Opfer zu bringen und ohne Wanken dem festgesetzten Ziel zuzustreben, ihr müßt, ihr werdet meine Worte nicht unerwogen verhallen lassen, ihr müßt, ihr werdet auch die Vorschläge anhören, die ich euch ferner zu machen habe.

Ich habe gesagt, daß die entscheidende Agitation der Freiheit, daß die Propaganda der Ideen unserer Zukunft von der teutschen Emigration ausgehen müsse. Nicht bloß können eure Zustände von dem freien Standpunkt des Auslandes richtiger und schärfer ins Auge gefaßt werden, sondern es wird auch allein durch die ausländische Freiheit möglich, die Wahrheit ganz und unverfälscht ans Licht zu fördern. Ihr da drinnen, die ihr schreibt mit dem Kopf im Strick, ihr werdet nie, und solltet ihr noch so viel Aufopferungsfähigkeit besitzen, dahin gelangen, der Gewalt mit Nachhaltigkeit und

Kraft zu Leibe gehen, oder gar das letzte Wort der Freiheit unumwunden aussprechen zu können. Ihr werdet nie im Stande sein, unter den Augen der Gewalt direkt auf die That der Befreiung hinzuarbeiten. Die Gewalt zieht ihren Strick zu, sobald ihr euch furchtbar zu machen beginnt, und erwürgt ungestört den einen Geist nach dem andern. Wir aber im Auslande, wir können ihr trotzen, wir wollen ihr trotzen, denn ihr trotzen können, heißt sie besiegen. Sagt an, wer ist bis jetzt im Stande gewesen, ihr zu trotzen, sie zur Anerkennung oder zur Ertragung der Wahrheit zu zwingen, ihr den Beweis zu liefern, daß ihre Unterdrückungsmacht eine Grenze habe? Hat sie nicht auch die kühnsten Stimmen nach und nach wieder stumm zu machen verstanden? Es ist endlich Zeit, daß diese empörende Unfehlbarkeit der Gewaltmittel gegen den Geist, welche die teutsche Reaktion selbst vor Rußland voraus hat, gebrochen und gestürzt werde.

Wenn die Liberalen sich rühren (dieß räth der Herr von Haller der Reaktion an), so versetzt ihnen einen Schlag; wirkt das nicht, so versetzt ihnen zwei; rühren sie sich dann noch immer, so versetzt ihnen so lang Schläge, bis sie am Boden liegen. Wohlan, wir müssen diese Taktik, die bis jetzt mit so viel Erfolg gegen uns angewandt worden ist, gegen unsere Feinde richten; wir dürfen es gleich klugen Feldherrn nicht verschmähen, die Kriegskunst auch vom Feinde zu lernen. Wir wer-

den der Reaktion Schläge versetzen; sie wird uns stumm zu machen suchen, und wir werden unsere Schläge verdoppeln; sie wird gegen uns wüthen und schäumen, wir aber werden die Schläge verzehnfachen und nicht ruhen und nicht rasten, bis das Ungethüm am Boden liegt. Wer aber unsere Schläge austheilen soll, das ist der Geist, der Geist der Freiheit. Haben unsere Feinde noch Bomben und Kanonen, so haben wir — Flugschriften, kleine, ganz kleine Flugschriften! Glaubt mir, eine einzige Brochüre ist mitunter gegen die Gewalt eine furchtbarere Waffe, als ein ganzer Artilleriepark gegen die Freiheit ist.

Man darf erwarten, daß auch die Zaghaften und Schwachmüthigen, welche ihre Hoffnung nur bei augenblicklichen Erfolgen aufrecht zu erhalten pflegen, die beschränkte Ansicht fahren lassen werden, die Schriftstellerei bringe keine entscheidende Wirkung hervor. Ihr Thoren, wollt ihr denn eine Schrift mit einem brennenden Strohwisch zusammenstellen? Erwartet ihr, daß sie im Stande sein werde, in fünf Minuten das Haus des Despotismus in Flammen zu setzen? Lernt von euren Feinden die Wirkungen, die allmäligen, aber sichern Wirkungen des freien Geistes würdigen, wenn ihr selbst sie nicht zu würdigen im Stande seid; lernt an der Angst, welche gegen ein einziges Blatt die ganze bewaffnete Macht auf die Beine bringt, die Furchtbarkeit abmessen, welche der freie Geist gegen den Despotismus besitzt. Aber es genügt nicht,

einen einzelnen, schnell verglimmenden Funken in die Nacht der despotischen Barbarei zu werfen; unabläſſig, unermüdlich, mit eiserner Beharrlichkeit, mit verschworener Hartnäckigkeit muß sie bekämpft werden, und sie wird weichen, so wahr es ein Gesetz der Natur und ein Gesetz des Geistes gibt. Ja, sie muß weichen, sie muß verschwinden, wenn die Aussprüche der Geschichte keine Ammenmährchen und Männerentschlüsse keine Kinderlaunen sind.

So wie ihr euch aber gewöhnen müßt, von einer Schrift nicht wie von einer Mordwaffe augenblickliche Wirkungen zu verlangen, so dürft ihr auch nicht schwachnervig erschrecken vor dem schweren Geschütz eurer Muttersprache. Gegen unsere Feinde kann keine Sprache zu stark, keine Züchtigung zu derb sein. Es werden Zeiten kommen, wo ihr jedes Wort zu einer Bombe möchtet werden sehen, und ihr werdet alsdann denen Recht geben, welche die Zeit nicht an Diplomatie und Halbheiten verzetteln wollten, sondern schon jetzt die Dinge und Personen beim rechten Namen nannten. Aber ihr werdet dann auch erkennen lernen, daß selbst eine Bombe, wenn sie allein kommt, keine Bastille zum Sturze bringt.

Sagt an, wodurch gelingt es unsern Feinden, uns so lang und so tief unter ihr Joch zu beugen; wodurch gelingt es ihnen, uns sofort wieder eine neue Fessel anzulegen, wenn wir glaubten eine alte gelüftet zu haben? Wodurch gelingt es ihnen, ihre

Macht täglich zu erweitern und die unsrige täglich zu schwächen? Durch drei Dinge gelingt es ihnen, die wir, zu unserer Schmach sei es gesagt, alle Tage im Munde führen und niemals ernstlich zu verwirklichen suchen: durch Vereinigung, durch Beharrlichkeit und durch Organisation! Wir sind Teutsche, das ist wahr, und deßhalb ist Schlaffheit unser Erbtheil; aber sind unsere Feinde nicht ebenfalls Teutsche? Ist es denn den teutschen Liberalen nicht möglich, dieselbe Energie zu entwickeln, welche die teutschen Despoten an den Tag legen? Die Despoten erreichen große Wirkungen durch bloße Winke, das ist wahr; ihr geschäftiges und gehorsames Dienerheer, von oben nach unten gespornt und getrieben, durch die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Lohn in Thätigkeit gesetzt, vollzieht ihre Befehle mit rastlosem Eifer, es kommt ihren Wünschen zuvor, erräth ihre Gedanken, belauert ihre Blicke und wird uns durch seine Furcht eben so verderblich, wie durch seine Gier; aber sollen wir uns denn das schmachvolle Zeugniß geben, daß uns die Idee der Freiheit und der Preis der Volksbeglückung ein schwächerer Sporn sei, als den Despotenknechten der Götzendienst der Sklaverei und die Hoffnung auf schnöden Gnadenlohn ist? Müßten wir uns dieses Zeugniß geben, so wären wir werth, zu bleiben, was wir sind, nämlich Sklaven von Sklaven!

Laßt uns jetzt endlich versuchen, mit der Freiheitspropaganda Ernst zu machen. Mein Plan ist:

Organisation einer auswärtigen Flugschriftenliteratur mit Hülfe hinreichender, regelmäßiger und anhaltender Unterstützung von Seiten der teutschen Liberalen aller Fraktionen an Geld und an Thätigkeit zur Verbreitung unserer Brochüren*).

Ich will euch kurz angeben, wie sich der Plan verwirklichen läßt, denn wir können ihn ganz ruhig und offen auch der Reaktion enthüllen, da er eben so wenig das Licht zu scheuen hat, als hintertrieben werden kann. In allen Orten vereinigen sich die Liberalen und sammeln bei jeder Gelegenheit Gelder zur Unterstützung derjenigen exilirten Schriftsteller, welche für die Freiheit zu wirken ernstlichen Willen und Fähigkeit besitzen. Das Geld laßt ihr uns (nicht direkt, denn die Schurken erbrechen uns die Briefe, sondern) auf sicherem Wege zukommen, und ich, sofern es mir anvertraut wird, bürge mit meiner Ehre für dessen angemessene und wirksame Verwendung. Zugleich nennt ihr uns zuverläßige und unverfängliche Adressen, an welche wir die Brochüren der Propaganda können gelangen lassen. Diese Brochüren, welche unentgeltlich unter das Volk vertheilt werden (wir müssen den verfolgten Buchhan-

*) Daß Zusendung von Manuscripten oder Materialien mit zu der verlangten Unterstützung gehört, versteht sich von selbst.

del ganz aus dem Spiele bringen), sind auf luftdünnes Papier nach Art der vorliegenden und mit kleiner Schrift gedruckt, so daß sie in Briefen und kleinen Paketen ohne Unbequemlichkeit und ohne Gefahr vor den Fängen der Polizei können versandt werden. Sie können so eingerichtet sein, daß sich der Vorrath für eine ganze Stadt in der Rocktasche mitführen läßt.

Für die Verbreitung der Brochüren würde auch im Ausland durch Agenturen gesorgt werden. Namentlich würde man sie in der Nähe der Eisenbahnhöfe an der Grenze (z. B. in Verviers, wo ein großartiger Zusammenfluß von Reisenden ist) durch brevetirte Ausländer, welche vor polizeilichen Machinationen gesichert wären, an die durchreisenden Teutschen verkaufen lassen. Ich habe einen solchen Versuch in Verviers mit meinem „Steckbrief" gemacht, und der Erfolg war anfänglich ganz nach Wunsch; da aber der Verkäufer, ein Kaffeewirth, kein Brevet hatte, so wurde ihm auf preußische Requisition durch die Polizei das Handwerk wieder gelegt.

Dieß ist der einfache Plan. Ihn zu verwirklichen, ist weiter nichts erforderlich, als Geld und die Bereitwilligkeit der Liberalen zur Verbreitung der Brochüren. Auch bei dieser Verbreitung vollständig zu sichern, wird bei einiger Vorsicht und Klugheit eben so leicht sein, wie die Verbreitung selbst; solltet ihr aber etwa durch den Sinn für „Gesetzlichkeit" euch abhalten lassen,

so erkläre ich euch, daß ihr für Freiheitskämpfer total verdorben seid. Wenn die Gewalt euch „gesetzlich" das Essen verböte, würdet ihr der Gesetzlichkeit zu lieb öffentlich verhungern, oder würdet ihr gegen das Gesetz heimlich euch satt essen? Die Antwort auf diese Frage ist die Erklärung der einfachen Pflicht, die Gewalt zur Ausübung der natürlichen und unveräußerlichen Menschenrechte auf jede nicht ehrlose Weise, die zum Ziel führt, zu „betrügen." Ein solcher „Betrug" ist kein Betrug. Ein Verbot der Gewalt kann kein Recht zum Unrecht machen, vielmehr ist die Gewalt selbst Unrecht, und ihr Verbot ist es auch; wie sollte denn die Uebertretung ihres Verbots ein Unrecht sein können? Die Gewalt hat keinerlei Anspruch auf Ehrlichkeit, und das Recht kann sich ihr gegenüber niemals durch seine Geltendmachung kompromittiren. So gut ihr verpflichtet seid, auch heimlich euch nach Vermögen satt zu essen, wenn man es mit einem Eßverbot auf euer Leben abgesehen hat, so gut seid ihr verpflichtet, auch heimlich nach Vermögen die freie Sprache zu verbreiten, wenn man es mit einem Sprachverbot auf eure Freiheit abgesehen hat. Euer Recht auf die Freiheit ist eben so ausgemacht, wie euer Recht auf das Leben, und das freie Sprechen ist eben so unentbehrlich, wie das Essen. Wo steckt also der Unterschied? Glaubt mir, ich bin so wenig gleichgültig im Punkt der Ehre, wie ihr, aber ich werde Schmuggeleien, falsche Firmen und alle sonstige Mittel, welche

zweckmäßig sind, ohne schlecht zu sein, und durch Irreführung der Gewalt der Freiheit dienen können, ohne sie zu schänden, unbedenklich anwenden lassen und den Ruf der Immoralität, den mir solche Handlungsweise von Seiten der reaktionären Ehrenmänner zuziehen wird, mit aller Gemüthsruhe auf meine Schultern nehmen. Auf diese Immoralität werde ich jederzeit stolz sein und mit dem Kredit mich begnügen, den ich bei wahren, d. i. freien Menschen bewahre.

Jetzt kennt ihr meinen Plan. Werdet ihr etwas für ihn thun? Daß ich ihn euch vorlege, werdet ihr das unberechtigt nennen? Ich schlage meine Fähigkeiten nicht zu hoch an und es ist nicht Eitelkeit, was mir die Feder führt. Aber ich weiß, ich sehe es ja, daß Keiner von euren Schriftstellern mehr, als ich, entschlossen ist, dem Despotismus zuzusetzen und zu trotzen bis zum letzten Hauch; ich sehe es, daß ihr euch scheut, die Brücken hinter euch abzubrechen, um einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen*); ich sehe es, daß ihr zögert, die Hartnäckigkeit zur Regel des Wirkens und die Unversöhnlichkeit

*) Die Dichter, namentlich Freiligrath, haben ein würdiges Beispiel gegeben. Auf die Prosaiker aber kommt das Meiste an. Die Poesie kann anfeuern und den Schlachtruf erschallen lassen, aber die Prosa muß dreinschlagen und Bresche machen.

gegen die Gewalt zum Prinzip zu machen. Der Fanatismus gegen die Gewalt ist der einzige, der sich rechtfertigen läßt, und er ist eben so nöthig, wie gerechtfertigt. Der Fanatismus gegen Ansichten ist eben so unwürdig wie unsinnig; der Fanatismus gegen die Gewalt ist eine Konsequenz der Vernunft wie der Gesinnung. Ansichten müssen und können durch Ansichten geheilt, sie können berichtigt werden; an der Gewalt aber ist nichts zu berichtigen, sie muß vernichtet werden, vollends da, wo sie als Prinzip auftritt, wo sie als Autorität sich heiligt und von vornherein und für alle Zeiten die Frage nach der Rechtmäßigkeit ihrer Existenz absolut zum Verbrechen, wie den Gehorsam gegen ihre Befehle absolut zur Pflicht macht. Deshalb darf der Kampf gegen die Gewalt nur ein Kampf auf Tod und Leben sein und in diesem Sinn müssen wir gegen sie auftreten. Mag dann der Despotismus uns verfolgen, abschrecken darf er uns nicht; mag er uns mit Schwierigkeiten umringen, uns ermüdet zu haben, darf er sich niemals rühmen können, so lang nicht totale Hülflosigkeit uns stumm macht. Ich nehme an, daß es ihm gelingen könnte, gegen die Kühnsten selbst in der republikanischen Schweiz Bundesgenossen auf die Beine zu bringen; wohlan, wenn er sie aus der Schweiz vertreiben sollte, so bietet die stolze Freiheit Englands ihnen ihren Schutz. Gesetzt sogar, es gelänge ihm, sie über das atlantische Meer zu treiben; wohlan, jenseit des Ozeans

darf er so wenig Ruhe vor ihnen haben, wie diesseits. Seht, dieß muß unser Gedanke, dieß unser Wille sein; so werden wir bleiben, so werden wir handeln, wenn ihr uns nicht vergeßt und nicht im Stich laßt. Ohne die Mittel des Wirkens ist kein Wirken möglich. Soll die seltne, entschiedene, ganze Stellung, die in unsern Verhältnissen und in ihnen allein sich behaupten läßt, durch lumpigen Geldmangel für die Sache der Freiheit verloren gehen? Oder sollen wir, ohne in eurer Nähe das Aeußerste versucht zu haben, an der Energie eurer Theilnahme von vornherein verzweifeln und uns unmittelbar unsern Landsleuten in Amerika in die Arme werfen? Ihr dürft, ihr werdet meine Worte nicht in den Wind schlagen. Ihr müßt euren Exilirten helfen, ihr müßt ihnen die Hand reichen, um mit ihnen gemeinschaftlich der Volkssache, der Menschheitssache zu dienen; ihr müßt sie in Stand setzen, das zu thun, was ihr da drinnen nicht thun könnt. Nicht als Bettler treten wir vor euch, sondern wir fordern euch auf als eure Befreier! Nicht Almosen des Mitleids, sondern Steuern der Gesinnung sollt ihr bezahlen. Ihr müßt kleine Opfer bringen, um denen das Fortstreben möglich zu machen, welche kein größeres Opfer kennen, als unthätig sein zu müssen im Dienste der Freiheit. Laßt euch nicht den Nerv der geistigen Verbindung mit uns durch den dummen Landkartenstrich zerschneiden, den man Grenze nennt; laßt euch nicht von der Schwachheit beschleichen, welche nur durch die Un-

mittelbarkeit des persönlichen Verkehrs und den Reiz des täglichen Erlebens zu gemeinsamer Thätigkeit angespornt zu werden pflegt; laßt euch auch nicht durch vergebliche Versuche beim Einen oder Andern zur Muthlosigkeit verleiten. **Nicht nachgelassen!** Dieß ist das Wort, das in allen Dingen zum Siege verhilft.

Ich habe schon die Erfahrung gemacht und auch von Andern beklagen gehört, „daß von dem Michel eher alles Andere für die gute Sache zu erlangen sei, als Ausdauer und — Geld". So spricht Jeder über den Andern, und wenn man ihn selbst auf die Probe stellt, so zeigt es sich vielleicht, daß zunächst gerade er der Michel ist. Soll denn die Schmach dieser kleinlichen Schlaffheit, Theilnahmlosigkeit und Energielosigkeit, welche sich nicht das geringste Opfer für die höchsten Güter der Menschheit abzwingen kann und sich in solchen Dingen nicht den geringsten Einfluß auf die Theilnahme Anderer zutraut, verewigt werden? Habt ihr doch Geld und Thätigkeit für euren Dombau, habt ihr sie doch für eure abgesetzten Geistlichen, habt ihr sie doch für eure Bekanstalten, habt ihr sie doch sogar für die Verherrlichung eurer Despoten! Wie, und ihr solltet nichts für die Freiheit haben? Wollt ihr euch denn fort und fort sogar von den irischen Bettlern beschämen lassen? Blickt nach Amerika, wo eure Brüder in der Luft der Freiheit erstarkt sind! Für den Dr. Seydensticker haben sie in wenigen Wochen mehr zusammen gebracht, als

ihr vierzig Millionen in einem ganzen Jahr für ihn beigesteuert hättet. Und doch war es hier das Mitleid, eure schwache Seite, die in Anspruch genommen wurde! Wenn aber die Hülfsquellen eures Herzens so spärlich fließen, was haben wir zu hoffen, wo wir uns an eure Köpfe wenden? Es gilt hier, für männliche Zwecke mit kaltem Bewußtsein zu handeln, und auch ohne die Rührungen des Herzens Theilnahme und Willen zu bewahren! Darf man sie von euch hoffen? Darf man erwarten, daß das Feuer eurer Herzen eure Gesinnung zu stählen, nicht bloß euer Mitleid zu erweichen im Stande sein werde? In Cincinnati hat sich ein teutscher Verein zu dem Zweck gebildet, demokratische Grundsätze zu verbreiten und diejenigen zu unterstützen, welche vom Despotismus verfolgt werden. Wie? Unsere Landsleute auf der andern Seite des Weltmeers, dort in der Sicherheit des freiesten Landes der Erde, bringen Opfer zur Bekämpfung der Despoten, und ihr, denen das Joch des Despotismus den Nacken zerdrückt, ihr hättet keine Opfer für den Krieg gegen ihn?

Es ist mir nicht möglich, anzunehmen, daß meine Aufforderung taube Ohren finden sollte. Ihr müßt, ihr werdet beweisen, daß ihr die Freiheit nicht blos im Munde führen, sondern daß ihr auch etwas für sie thun — und am rechten Orte thun wollt. Es ist ja so wenig, was wir verlangen; es ist das Geringste, was verlangt werden darf. Die geistigen Kräfte werden wir zu finden und zu organisiren

wissen*); sorgt ihr nur für die finanziellen. Nochmals sei es euch gesagt: die Emigration ist es

*) Seit Ende 1844 sind (ein Paar anonyme Sachen und eine vermehrte Auflage der „Reise eines teutschen Romantikers nach Batavia" nicht gerechnet) von mir folgende, und nur folgende Schriften erschienen: 1) „Die preußische Bureaukratie" (Zwanzigbogenschrift); 2) „Ein Steckbrief" (Flugschrift); 3) „Mehr als zwanzig Bogen"; 4) „Die Itzstein'sche Dankadresse" (anonyme Flugschrift); 5) „Preußisches und Teutsches" (Flugschrift); 6) in Verbindung mit Andern „Die Opposition" (Zwanzigbogenschrift); 7) „Dreißig Kriegsartikel" (Flugschrift); 8) „Ein Stück Beamtenleben" (Flugschrift). Außerdem liegt noch eine Zwanzigbogenschrift von zwei Bänden druckfertig, und kann, nicht wegen ihres gefährlichen Inhalts, sondern wegen ihres polizeiwidrigen Verfassers keinen zahlenden Verleger mehr finden. Ich glaube, durch diese Schriften wenigstens bewiesen zu haben, daß sich bei gutem Willen in kurzer Zeit Manches thun läßt; und wenn eine derartige Thätigkeit durch den Einzelnen auf die Dauer auch nicht ohne Unterbrechung fortgesetzt werden kann, so darf doch von ihr auf die Wirksamkeit geschlossen werden, welche aus einer Vereinigung rüstiger Kräfte hervorgehen müßte. Es würde sich dabei hoffentlich kein Schriftsteller durch das alte Kunstmittel, Namen zu verbieten, abschrecken lassen. Es ist nöthig, daß sich

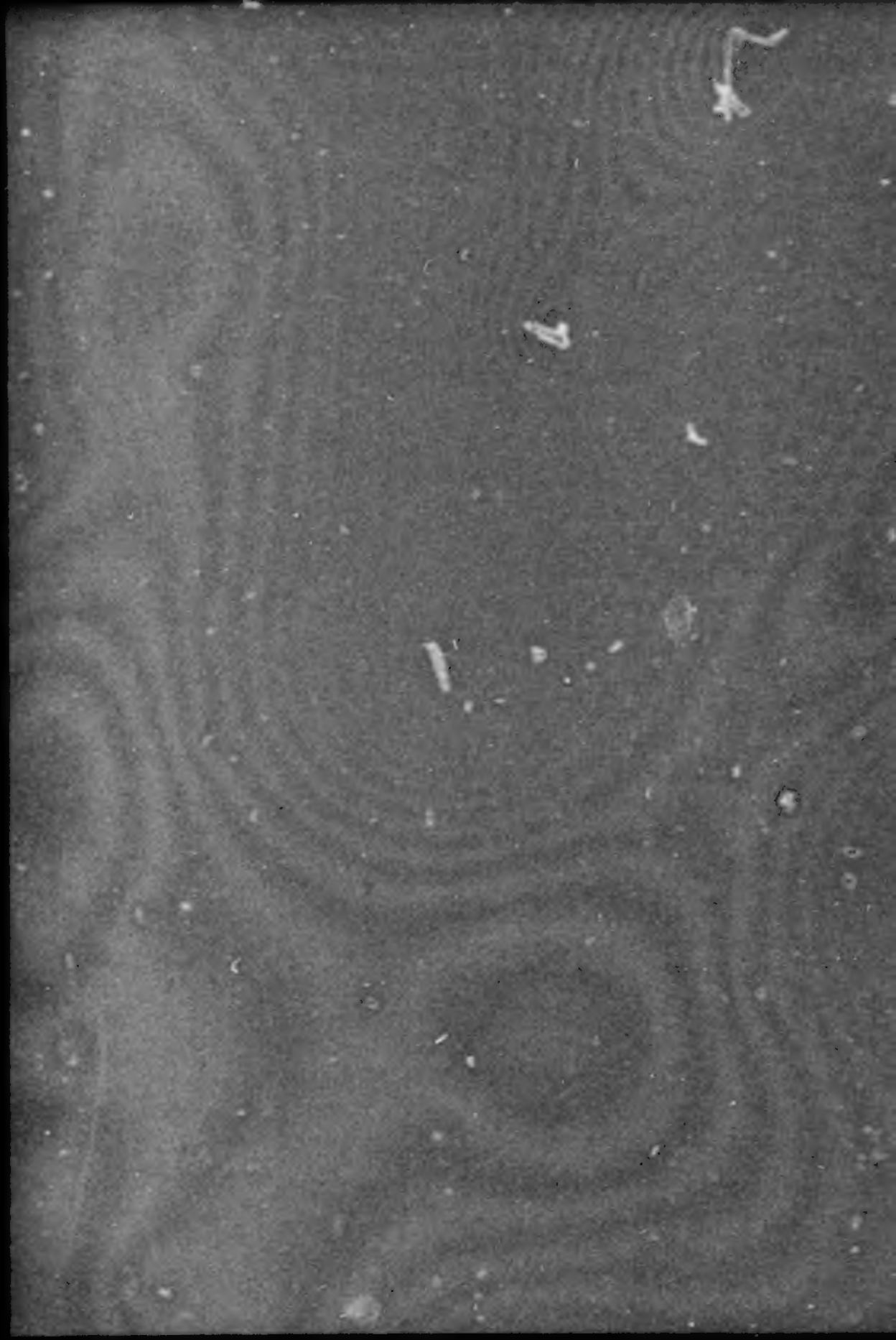
allein, welche eurem Freiheitsgefühl die rechten Worte verleihen, das Volk zum wahren Bewußtsein bringen, und der verstockten Harthörigkeit eurer Unterdrücker die unverfälschte Sprache des gemißhandelten Rechtes vernehmlich in die Ohren donnern kann. Nicht diejenigen, welche daheim im engen Hafen an der Kette liegen, sondern die draußen in den Stürmen des Exils umhergetrieben werden, können euch das wahre goldene Vließ der Freiheit zeigen und nach Hause bringen.

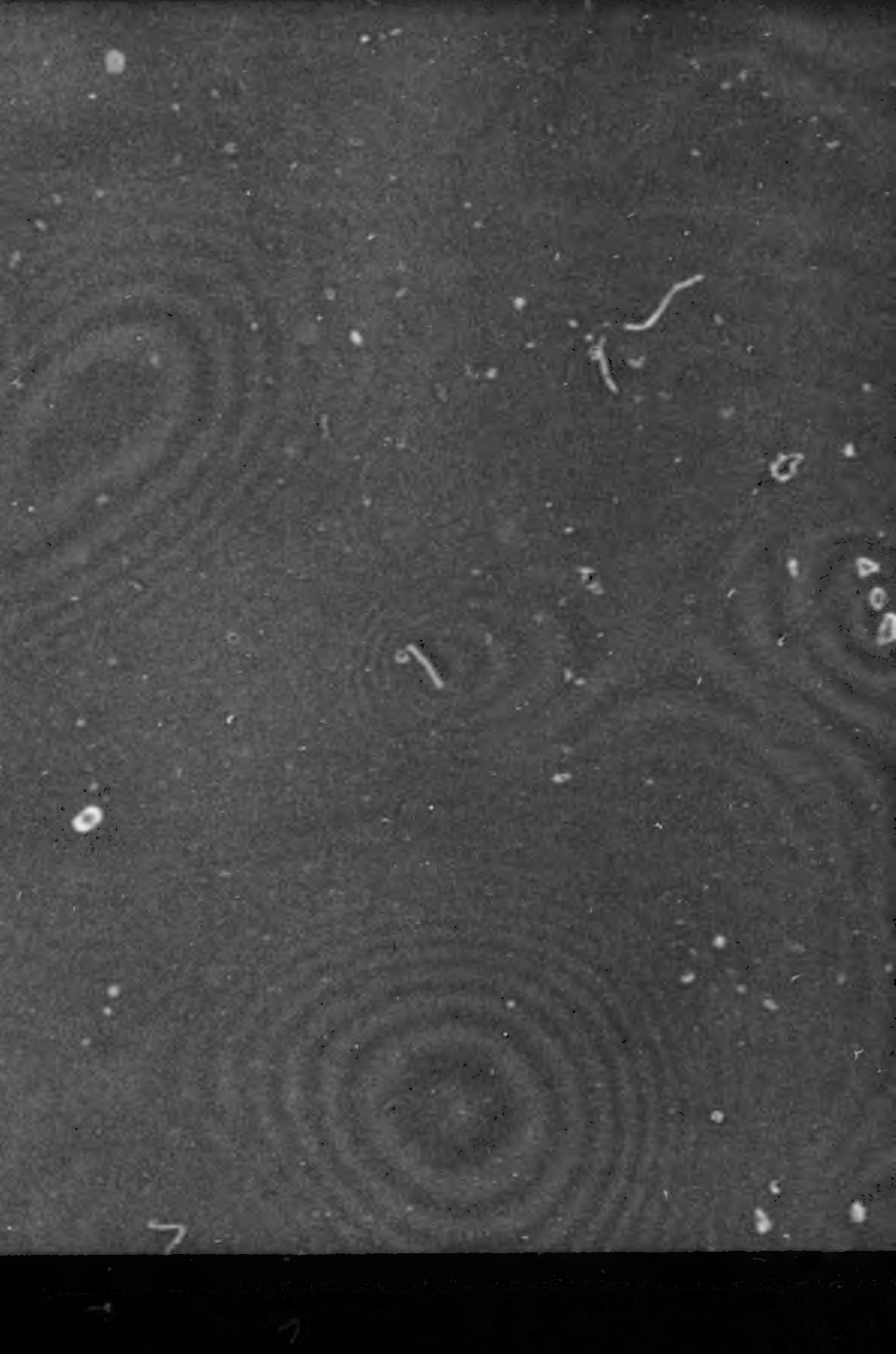
---

die Reaktion total verrechne, wo sie in der Eitelkeit die Quelle des Freiheitstrebens entdeckt zu haben und verstopfen zu können glaubt. Durch solche Kindereien mag sich ein „junges Teutschland" lächerlich machen lassen; Andere werden darüber lachen.

Zürich, den 1. Mai 1846.

K. H.





Ueber

# Musik und Kunst.

Von

Karl Heinzen.

Leipzig,
Verlag von E. D. Weller.
1848.

Wann hörte man je so viele Klagen über den Verfall der Kunst, über Mangel an Gönnerschaft, Schönheitssinn u. dgl., als eben jetzt? Wem machte man dies zum Vorwurf? Dem Ueberwiegen der materiellen Interessen, dem Jagen nach Reichthum, Genuß, Sinnenkitzel aller Art, dem unsteten Treiben überhaupt, das nirgends Befriedigung, nirgends Ruhe findet. Habt ihr euch aber jemals gefragt, woher dieses Uebergewicht des Materiellen, dieser Drang nach Genuß rührt? Ehe ihr eure Lamentationen fortsetzt, betrachtet doch einmal den Punkt etwas genauer. Beantwortet euch die Frage, die ich aufgestellt: wohl die natürlichste, die sich eurem prüfenden Auge darbietet. Könnte es sich noch um materielle Interessen handeln, wenn dieselben ihre Befriedigung fänden? Der Einzelne, auch der Wohlhabende, ist dem Zufalle preisgegeben, der geringste Stoß kann seinen Wohlstand erschüttern, ja auf immer vernichten. Daraus läßt sich denn das fortwährende Jagen nach Vermehrung jenes Wohlstandes sehr natürlich erklären. Man glaubt sich noch immer nicht sicher genug,

auch wenn man mehr beſitzt, als man zum täglichen Leben braucht. Man muß beſtändig auf ſeiner Hut bleiben und zuſehen, ob nicht ein Feind hinter dem Buſche lauert, der es auf unſer Geld und Gut, auf unſer Eigenthum abgeſehen hat. Was man nicht hat, ſucht man ſich anzueignen; man ſucht zu erwerben, der Eine auf dieſem, der Andere auf jenem Wege; der Eine lebt von den Zinſen ſeines Kapitals, der Andere von ſeiner Hände oder ſeines Geiſtes Anſtrengung. Der Eine, um die Mittel des Mehrerwerbs zu erlangen, betrügt, der Andere, weil er nicht arbeiten will oder kann, ſtiehlt. Jeder greift immer zu dem Bequemſten, was ſeine Wünſche oder Bedürfniſſe befriedigen kann, möge es nun im Geheimen oder öffentlich geſchehen. Genug, das Bedürfniß, ſei es wirklich oder eingebildet, iſt Thatſache, und das eigene Glück iſt das erſte und einzige Ziel, das wir verfolgen.

So macht der Künſtler, mit oder ohne Talent, ſeine Kunſt zu einem Erwerbszweig. Wenn ihn die äußern Verhältniſſe nicht begünſtigen, ſo iſt es der unerbittliche Hunger, der aus dem Zweck, der Darſtellung ſeiner Anſchauungen, ein Mittel macht. Der Anſpruch auf das Leben iſt der erſte, den jeder Menſch mit zur Welt bringt: die Kunſt geht mithin zu Brode. Er treibt ſeine Brodwiſſenſchaft, er lebt von ſeiner Kunſt, — das ſind Aus-

sprüche, wie man sie täglich hört. Oder auch, er geht mit seiner Kunst betteln! Das Bedürfniß zwingt ihn, das Talent, „das ein Gott in ihn legte," zu verwerthen und von dem Lohn, den er dafür bekommt, zu leben. Der Hunger, dieses Hauptbedürfniß, das nie bestritten worden ist noch bestritten werden kann, triumphirt über den innern Drang, über das Talent. Mancher, den seine Anlagen zu irgend einer Kunst befähigen, gelangt selten oder gar nicht zu der Möglichkeit diese Kunst auszuüben, die Arbeit für's „tägliche Brod" in dem Geschäft, zu welchem ihn unüberwindliche Hindernisse, wie Armuth oder besondere Rücksichten, wie elterliche oder Verwandten-Wünsche und meist Charakterschwäche, genöthigt, läßt ihm wenig oder gar keine Zeit zu der Ausübung der Kunst, wozu Neigung und Talent ihn führen. Die sogenannten „Verhältnisse" lasten wie ein schwerer Alp auf ihm, er kann sich „nicht gut" davon losreißen, er wird zum Opfer dieser „Verhältnisse." Nicht allein mit der Kunst, auch mit den Wissenschaften, mit jedem Betriebszweig hat es gleiche Bewandtniß. Armuth, fremder Wille, sind die Hindernisse der freien Entwickelung. Der fremde Wille geht entweder unmittelbar aus der Armuth, oder aus den Vorurtheilen, welche die Armuth in Bezug auf die Achtung der verschiedenen Beschäftigungen mit sich bringt, hervor. Mithin ist die

Armuth Norm und Richtschnur für die jedesmalige Richtung der heutigen Erziehungsweise. Wer arm, wird sich gewöhnlich der Arbeit widmen, welche ihm die leichtesten Mittel zum „Fortkommen" gewährt.

Kunst und Wissenschaft haben ihre Gönnerschaft verloren, seit sie sich freier zu entwickeln begannen: Mäcene, diese lebendigen Armuthszeugnisse für das Einzelwirken der Menschen, diese Schmach für die gesammte Menschheit, sind nur noch seltene Pflanzen. Wo soll sich die Kunst entwickeln, wenn ihr die freie Bewegung, die Mittel in aller und jeder Beziehung fehlen? Es ist traurig, aber erst müssen wir das materielle Bedürfniß befriedigen, erst die Mittel zur Sorglosigkeit, zum Frieden, zur Beilegung des Kampfes des Kapitals mit der Arbeit, der am Einzelinteresse leidenden Menschheit an die Hand geben, ehe wir an Förderung der Kunst denken können. Jene Mittel sind eine unerläßliche Bedingung zu Förderung dieser. Erst wenn Keiner mehr für den nächsten Tag zu sorgen braucht, wenn jeder seine menschlichen Bedürfnisse befriedigt sieht, wird sich die Kunst frei entwickeln können. Die Erde hat genug, um ihre Kinder zu sättigen, wenn nur ein rechtes Maß der Vertheilung eintritt, so daß ein Jeder so viel erhält, als er naturgemäß braucht. Dann braucht man auch nicht mehr mit der Kunst

das „liebe Leben" zu fristen, vielmehr erhalten dann Alle die Mittel zu einer künstlerischen Ausbildung. Das Talent sieht freie Bahn und wird, weil jedwedem Talent ein Drang zur Bethätigung innewohnt, ruhig und fesselos auf seiner Bahn fortschreiten in fortwährender Entwickelung und Veredelung. Die Noth, welche die menschliche Arbeit mit Centnergewicht niederdrückt und zur knechtischen Zwangsarbeit, den Menschen selbst aber zur Maschine macht, muß gehoben werden, die Fesseln, welche die menschliche Gesellschaft seit Jahrtausenden umklammern, müssen fallen: nur so kann der Mensch auf dem Wege der Vervollkommnung mit Sicherheit sich fortbewegen und des Glückes theilhaftig werden, welches der einzige Zweck unseres Daseins ist. Die Menschen sollen aufhören im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten, sie sollen arbeiten nach freier Wahl und mit freien Kräften.

Das ist die erste Bedingung zur Freiheit überhaupt: so lange diese Freiheit fehlt, ist die wahre Kunst unmöglich.

# Ueber Muſik und Kunſt.

1) Wer blos Künſtler iſt, der iſt nur ein halber Menſch. Die Kunſt iſt nicht das Leben, aber das Leben iſt die Kunſt.

2) Keine Kunſt hat engere Grenzen, als die Muſik. Um das Gebiet derſelben zu erweitern, achtet man die wirklichen Grenzen nicht und macht aus der Kunſt Künſtelei und aus der Künſtelei eine Stärke.

3) Das wahre Gebiet der muſikaliſchen Kunſt iſt beſchränkt auf die Melodie. Die Zeiten der Melodie ſind einſtweilen vorbei und die meiſten Muſikkünſtler ſind paraphraſtrende Affen der begrabenen Meiſter.

4) Ich kenne keine einzige Note und eben aus dieſem Grunde traue ich mir ein Urtheil über Muſik zu.

5) Eine Muſik, die den Laien nicht anſpricht, iſt ohne muſikaliſchen Werth.

6) Ein Lied mit hübſcher Melodie, von einer guten Drehorgel vorgetragen, macht auf mich mehr Eindruck, als ein ganzes neumodiſches Konzert.

7) Die Muſikwuth der meiſten Menſchen beruht auf ihrer Leerheit. Die Muſik bietet das geeignetſte Mittel, etwas zu leiſten, ohne etwas zu ſein, und zu unterhalten, ohne Geiſt zu haben.

8) Könnten wir auf zehn Jahre die Muſik aus unſerm Leben ſtreichen, wir würden fünfzig Jahre für unſ're Vernunftreife dadurch gewinnen.

9) Viel Muſik macht den Geiſt krank und verweichlicht den Charakter; Muſik cum grano salis veredelt beide.

10) Ein gutes Schauſpiel iſt mehr werth, als zehn gute und zwanzig ſchlechte Opern.

11) Die Oper iſt die Klippe für die Muſik und der bunte Kirchhof für die Poeſie.

12) Der Fluch der Oper haftet nicht blos an dem Mißbrauch, den ſogenannte Künſtler ſo oft von dieſer Erfindung machen, ſondern auch an der Gattung. Eine gute Oper würde nur eine ſolche ſein, in welcher der Poeſie wie der Muſik ihr Recht widerführe. Dann hörte ſie aber wahrſcheinlich auf, Oper zu ſein. Unſ're jetzige Oper kann nur leben auf Koſten der Poeſie und des geſunden Menſchenverſtandes. Deshalb ſagt Müller mit Recht: „Die Oper iſt ein Rührei von Kunſt und Unſinn.“

13) Die Muſik iſt die Sprache des unbeſtimmten Gefühls und der überſchwenglichen Phantaſie. Dieſe Sprache beginnt, wo die andere aufhört oder noch nicht begonnen hat. Die Töne löſen die Worte ab,

wo dieſe ſich zum Ausdruck unverkörperbarer Empfindungen für unzureichend erklären. Dadurch iſt zugleich der Muſik ihre Gränze gewieſen. In das Gebiet des Verſtandes, deſſen Sprache Worte ſind, darf ſie ſich nicht wagen. In der Oper aber wagt ſie ſich hinein, dort will ſie nicht blos Empfindungen, ſondern auch Situationen, nicht blos Andeutungen, ſondern auch Bezeichnungen darſtellen und ausdrücken. Sie will die Wortſprache verdrängen, ſtatt ſie blos zu begleiten, und damit ſie bei dieſer Repräſentation die Probe beſtehe, bedarf ſie der Geiſtloſigkeit.

14) Ein Vorſchlag zu einer Oper. Man ſchaffe ein vollſtändiges Drama und laſſe, ohne der Natur Abbruch zu thun, einen unſichtbaren Geiſterchor, der bald durch Männer-, bald durch Weiberſtimmen, bald ſogar durch bloße Inſtrumentalmuſik repräſentirt wird, in geeigneten Augenblicken, wo das Gemüth durch die Worte des Stücks gehörig vorbereitet iſt, ſich in den Gang deſſelben einmiſchen und zwar immer ſo, daß ſein Zuſammenhang mit dem Stück ſich deutlich macht. Am Beſten geſchähe dies vielleicht am Ende, mitunter auch vor dem Beginn von Akten und Szenen. Die Sprechenden dürften nie durch dieſe Muſik, von deren Exiſtenz ſie vielleicht gar keine Notiz zu nehmen hätten, unterbrochen oder in Anſpruch genommen werden, und nur, wo wirkliche Lieder von den handelnden Perſonen vorzutragen wären, dürfte die Muſik unter dieſelben treten. Eine pantomimiſche Notiznahme wäre vielleicht

mitunter gestattet. Eine solchergestalt angebrachte Musik (sie ließe sich auch sogar im Lustspiele verwenden) würde der Poesie als eine himmlische Gehülfin zur Seite gehen, niemals aber mit ihrer hehren Schwester in Konflikt gerathen und derselben ihr eigenthümliches Gebiet streitig machen. Sie würde sogar die Aufführung mancher Stücke erleichtern, die jetzt nur selten oder gar nicht zur Darstellung kommen, weil sie nicht bühnengerecht sind. Welche Effekte würde eine wohlangebrachte und dem Text entsprechende Musik im Faust von Göthe hervorbringen. Aber man dürfte nicht, wie es jetzt wohl geschieht, die Musik sich dabei vordrängen lassen.

15) Es giebt vielleicht nichts Lächerlicheres in der Welt, als das offizielle sogenannte Phantasiren, namentlich auf dem Klavier. Höchstens wird diese Lächerlichkeit durch diejenige überboten, daß eine ganze große Konzert-Gesellschaft mit ernstem Gesicht so einen auf Kommando phantasirenden Konzertgeber sein Instrument Viertel-Stunden lang kann betasten und behämmern sehen und dann in dem Augenblick, wo sie einzuschlafen beginnt, plötzlich in rauschendem Applaus wie eine Kette Feldhühner in die Höhe fährt.

16) Fast alle Musikstücke schließen auf gleiche Weise mit einem ohrbetäubenden Anlauf. Man glaubt einen Schnellläufer zu sehen, der in der Nähe des Ziels sich erschöpft fühlt, sich mit einer letzten Kraftanstrengung nach demselben hinschnellt und dann —

Plumps! niederstürzt. Beim Schreiben ist für die meisten Leute das Schwerste der Anfang; beim Komponiren scheint das Schwerste das Ende zu sein.

17) Die Poesie ist die höchste Kunst, und die höchste Intelligenz ist die höchste Poesie.

18) Ueber die Eindrücke, welche die Musik auf den Menschen macht, hat sich noch Niemand Rechenschaft geben können, und Keiner hat sie erklärt. Ich wage eine Hypothese. Die Musik ist das Produkt der Schwingungen, welche die Töne in der Luft hervorbringen. Die Luft ist geschwängert mit Dem, woraus die Seele besteht. Die Art der Schwingungen in dem Meer dieses Seelenstoffs bestimmt die correspondirende Wirkung in der Seele des einzelnen Menschen. Dieser Hypothese, deren weitere Ausführung ich philosophischen Musikern überlasse, liegt eine materialistische Ansicht von der Seele zum Grunde. Aber der wahre Materialismus ist noch bei Weitem nicht genug erfaßt, und der wahre Materialismus ist der höchste — Idealismus.

19) Ein Improvisator ist ein Mittelding zwischen einem Komödianten, einem Poeten und einem Taschenspieler, oder vielmehr ein Kompositum aus allen Dreien.

20) Es giebt in unserer Zeit weniger wahre Musiker als wahre Poeten, aber bei Weitem mehr Musikanten als Poetaster.

21) Schon in Griechenland eiferte man zur Zeit gegen die Muſik, weil ſie das Volk verweichlichte. Wenn es bei uns fortgeht, wie bisher, ſo werden wir in nicht langer Zeit ein Volk von Fiedlern und Opernhelden werden.

22) Muſik und Muſik iſt ein Unterſchied. Als Eduard I. von England ſich das freiheitliebende Wales unterworfen hatte, ließ er die Barden ermorden, damit ſie nicht durch ihre Geſänge die alte Freiheitsluſt wieder aufregten. Barden und Opernſänger!

23) Violinſaiten werden aus Katzendärmen fabrizirt. Der Bogen manches muſikaliſchen Wütherichs erinnert durch die Töne ſeiner Saiten an die Herkunft derſelben.

24) Dem wahren Künſtler iſt die Quelle der Kunſt die Natur; dem falſchen die Kunſt ſelbſt.

25) Die Kunſt, nach Noten nicht blos zu ſingen, ſondern auch zu ſprechen, iſt das non plus ultra der Opernkunſt. In der „weißen Dame" wird ſogar eine Verſteigerung nach Noten abgehalten. Wir werden es dahin bringen, daß wir nach Noten Regel-de-Tri-Exempel rechnen und unſre Geſchäftsfreunde muſikaliſch alſo anreden: „Acht Tage nach Sicht zahlen Sie gegen dieſen meinen Primawechſel die Summe von 49 Thlr. 20 Sgr. 11 Pf. Preuß. Kour. Werth in Rechnung." (Die Noten beliebe der muſikaliſche Leſer ſelbſt hinzuzudenken.)

26) Wie eng die künſtleriſche Sphäre der Muſik iſt, erkennt man daran, daß die geiſtige Sphäre der Muſiker ſo eng zu ſein pflegt, und wie eng dieſe Sphäre iſt, kann man ſofort erproben, wenn man ſich in ſie hineinwagt. Suche die Menſchheit zu einem Zelotenheer zu machen, gefährde das Vaterland, zernichte die Freiheit — die Muſiker beunruhigſt du nicht dadurch, und ihr Tempo bleibt wie es war; tritt aber an ihr Notenbüreau und berühre ihr Inſtrument — und ſofort ſteht das Orcheſterheer der ganzen Gegend wider dich auf und bläſt Sturm. J. J. Rouſſeau hat ſich nicht ſo viel Feinde durch ſeine politiſchen Schriften gemacht, als durch ſeine muſikaliſchen. Die Muſik hat es nur mit dem Gefühl zu thun; kein Wunder, daß der Geiſt ihr ſo ſelten zur Seite ſteht. Doch hat das Alles wieder ſein Gutes. Es iſt ſchlimmer, wenn die Menſchen gar nicht, als wenn ſie nur durch gewiſſe Mittel affizirt werden können. Daß ſie überhaupt affizirt werden, iſt die Hauptſache, und wenn ihr Blut einmal in Zirkulation geräth, ſo ſind ſie wenigſtens vor dem Schlagfluß geſichert.

27) Ich fragte neulich einen berühmten Kompoſiteur, warum er nicht einmal den Verſuch mache, den Inhalt eines ſeiner Tonwerke mit Worten anzudeuten? Er antwortete: „Hätten Homer und Virgil hochdeutſch geſchrieben und unſern philologiſchen Auslegern nichts zu thun gegeben, ſie wären nicht halb ſo berühmt bei

uns geworden. Ich werde mich hüten, meine Tonwerke in Worte zu übersetzen, — vorausgesetzt, daß dieß möglich wäre."

28) So lang die Künstler den Despoten nachlaufen, bleibt die Göttin der Kunst zur Hure degradirt.

29) Es giebt Menschen, die so dürr und poesielos sind, daß das schönste Geistesprodukt sie nicht zu affiziren vermag. In einem musikalischen Vortrag dagegen behaupten sie alle Schönheit und Poesie in unce zu „genießen." Sollen sie aber Rechenschaft über die Art dieses Genusses geben, so verschlagen sie sich hinter die Unaussprechlichkeit. Die prosaischen Menschen affektiren oft das Privilegium einer Empfänglichkeit, die der größte Poet ablehnen muß.

30) Als ich vor einigen Jahren an der afrikanischen Küste Schiffbruch litt, umringten mich die menschenfressenden Wilden, zündeten ein Feuer an, nahmen ihre Messer in den Mund und tanzten mit wüthenden Geberden um mich herum, indem sie eine ergreifende Frühstücks-Arie improvisirten. Diese Vorstellung machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich ganz in die Gewißheit verlor, einer meisterhaften Oper beizuwohnen. In dem Augenblick, wo die hungrigen Wilden ihre Arie in höchster Aufregung beendigt hatten und im Begriff waren, Hand an mich zu legen, konnte ich mich nicht enthalten, mächtig Beifall zu klatschen und da capo zu rufen. Dieß imponirte den

überraſchten Wilden der Art, daß ſie augenblicklich ausriſſen — und ich war gerettet. Dieſer Vorfall hat mich zu dem Entſchluß gebracht, nächſtens in die Oper zu gehen und da capo zu rufen.

---

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.